© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

ISSN 0077-6025 Natur und Mensch	Jahresmitteilung 2004 Nürnberg 2005	Seite 147-182	Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V. Marientorgraben 8, 90402 Nürnberg

Werner Feist

Johann Stössel: „Der Zusammenstoß"

Im Mai 2000, zur Eröffnung des Südseeteils im Völkerkundemuseum der Naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg, besuchte uns Frau Luise Stössel, in Neuguinea geborene Tochter des Neuendettelsauer Missionars und Arztes Johann Stössel. Sie übergab uns Gegenstände aus Neuguinea und erzählte von ihren Eltern und ihrer Jugend während des Missionsdienstes ihres Vaters zwischen 1910 und 1922. In den Jahren 2003 und 2004 übergab sie uns eine bedeutende Sammlung mit Gegenständen des Tami-Siassi-Kulturkreises am Huongolf sowie Aufzeichnungen und Fotos ihrer Eltern. Darunter befand sich das unveröffentlichte Manuskript „Der Zusammenstoß" ihres Vaters, das dieser im April 1955 vollendet hatte (Stössel, 1955). Das Manuskript enthält mehrere sehr interessant erzählte Begebenheiten, die allerdings teilweise schon Jahre vor der Ankunft von Johann Stössel stattgefunden haben. Wir haben uns deshalb entschlossen, Auszüge davon kommentiert zu veröffentlichen, da sie Einblicke gewähren in die Denkweisen und in den Glauben der Bewohner der Südostküste der Huonhalbinsel, einer Region, die in der Tami-Vitrine im Museum vorgestellt wird.

Der Autor Johann Stössel (Abb. 1), geboren am 24. Januar 1884 in Dietersdorf, studierte Theologie in Neuendettelsau, wo er auch zum Missionar ausgebildet wurde. Am missionsärztlichen Institut an der Universität Tübingen studierte er Tropenmedizin. Von 1910 bis 1922 wirkte er in Neuguinea, hauptsächlich als Arzt. 1922 verließ die Familie aus gesundheitlichen Gründen Neuguinea. Er gründete und organisierte die Missionshilfe in Deutschland und arbeitete als Missions-Reiseprediger. Später war er Pfarrer in Baden. Er starb am 29. August 1972 (persönliche Mitteilung von Luise Stössel; Farnbacher & Weber, 2004, 171; Flierl, 1929, 165; Fugmann, 1986-a, 14).

Erkenntnisse über fremde Kulturen werden optimal mit Feldforschungen gewonnen. Die wissenschaftliche Ethnologie stellt hierfür hohe Ansprüche, die von den ersten Beobachtern, den Missionaren, Kolonialbeamten, Händlern und Museumssammlern nicht erfüllt wurden (vgl. Fischer, 2002, 9-24). Dabei ist durch den jahrzehntelangen Kontakt gerade der Küstenbevölkerung Neuguineas mit Europäern die damals vorgefundene Kultur un-

Abb. 1: Johann Stössel um 1910.

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

wiederbringlich verändert worden. Schon um 1909 galten die Bewohner der Tami-Inseln vor Finschhafen als zum Christentum bekehrt (Flierl, 1929, 31). Die althergebrachte Kultur war daher nicht nur im kultischen Bereich, sondern auch im materiellen Bereich nachhaltig verändert bzw. zerstört. Die Tami konnten z.B. nicht mehr genügend Mulden produzieren, die für den Fernhandel vor allem auch mit Siassi so wichtig waren, so dass die Produktion von den Bewohnern der Siassi-Inseln um 1930 übernommen wurde (Harding, 1967, 191ff).

Die einzigen Quellen für die ursprüngliche Kultur bleiben deshalb die Berichte der Zeitzeugen des 19. und beginnenden 20. Jh.. Sie müssen mit aller Vorsicht interpretiert werden, vor allem sind auch die Ziele und der geistige Hintergrund der Berichterstatter zu berücksichtigen. Ein Missionar musste nicht neutral über die religiösen Vorstellungen seiner Zielpersonen berichten, sondern eher bemüht sein, die Überlegenheit des Christentums zu betonen. Auch konnten gesellschaftliche Vorurteile den Blick der Forscher trüben (vgl. z.B. Peter-Röcher, 1998, 150ff)

Trotzdem haben gerade die Berichte der Missionare einen sehr hohen Stellenwert. Durch ihre anfangs am Rande von Ortschaften gegründeten Missionsstationen integrierten sie sich zumindest zu einem gewissen Teil in das dörfliche Leben, erlernten die Sprache und damit auch Verfahrensweisen des täglichen Lebens. Über ihre Kenntnisse der Völker Neuguineas berichteten sie ausführlich z. T. wiederholt (vgl. z.B. Bamler, 1911). Eine interessante Ergänzung dazu bildet der folgende Text.

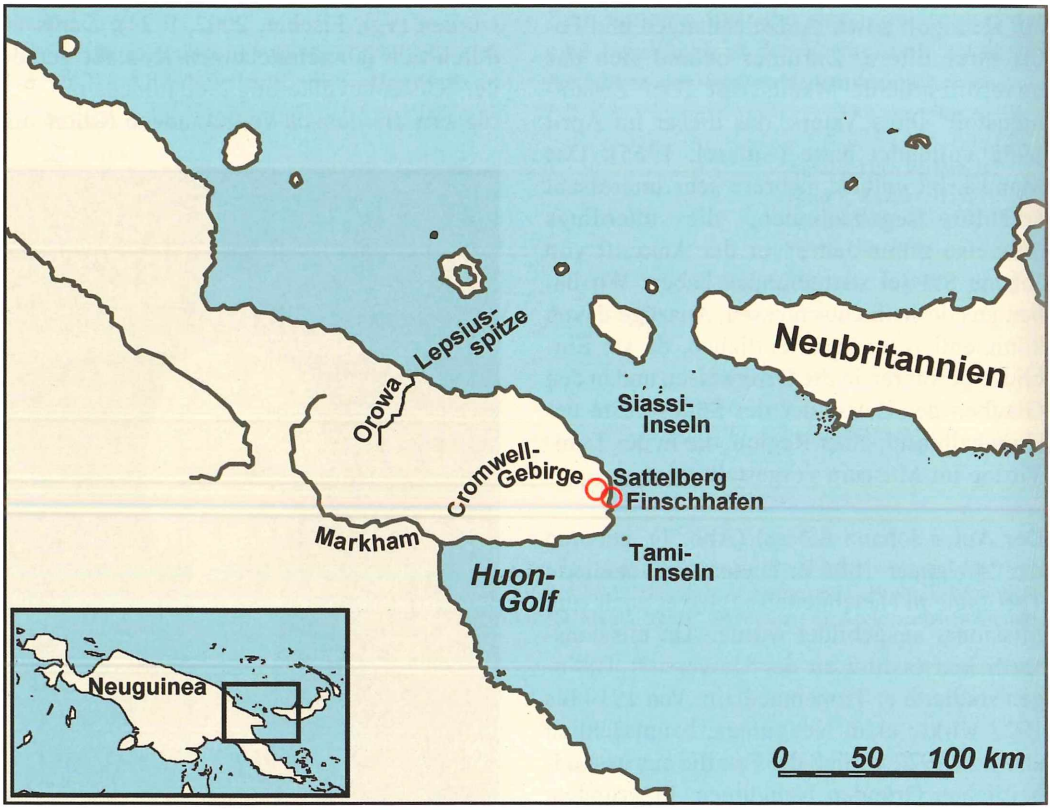


Abb. 2: Ost-Neuguinea mit der Huon-Halbinsel.

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

Fast alle Erzählungen Johann Stössels handeln im Gebiet um Finschhafen (Abb. 2, 3), jedoch sind nicht alle erwähnten Orte bestimmbar. Dies mag daran liegen, dass Siedlungen vor allem im Hinterland immer wieder aufgegeben wurden, wenn der bebaubare Boden ausgelaugt war, und als Dorfname jeweils der Name des ausgewählten Platzes verwendet wurde (Pöch, 1907, 226). Bei den häufig differierenden Schreibweisen der Namen wurde den in der deutschen Kolonialliteratur verwendeten Schreibweisen der Vorzug gegeben. In Karten nicht auffindbare Orte sind mit [?] gekennzeichnet.

„Begegnung zweier Welten.

Nun hat man nach der langen Regenzeit wieder freien Ausblick vom Gekagalu (Sattelberg) auf den Finschhafen (Abb. 4), *die Küstenlandschaft, übers weite Meer bis nach Südneupommern (Neubritannien), die Siassi-Inseln und hinaus auf die schönen 16 Meilen vom Festland entfernten Tami-Inseln. Dort*

Abb. 3: Umgebung von Finschhafen (nach Pöch, 1907).

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

Abb. 4: Blick vom Sattelberg in Richtung Finschhafen (aus Keyßer, 1926).

draußen wohnt ein etwa 300 Seelen starkes Industrievölkchen, schlanke große Melanesier. Auf ihren kleinen Inseln ist zu wenig Raum, um Taro, Süßkartoffeln oder Jams zu bauen,

Abb. 5: Regenschirm aus der Sammlung Stössel, Inv. Nr. 2003/146.

die Hauptnahrungsmittel der Bewohner Neu-Guineas und der Südsee. Auf ihren Inseln gedeiht zwar die Kokosnuss vortrefflich, aber von ihr allein und von Fischen will und kann man auch nicht leben. Man will Taro, ihr Brot, andere Früchte und Wildbret, das den Urwald Neu-Guineas bevölkert. Diese Lebensmittel muss man kaufen, das zwingt zum Handel. Nun wächst auf dem Korallen-Untergrund der Inseln die Pandanus-Palme ganz vortrefflich. Die Früchte dieser Palmen sind von ganz geringer Bedeutung, aber ihre dicken 20–30 cm breiten und 1–2 m langen Blätter sind sehr geeignet zur Herstellung von Schlafmatten und Neuguinea-Regenschirmen (vgl. Abb. 5). *Bei den gewaltigen Regen Neuguineas, wo manchmal an einem Tag soviel Regenmenge fällt, wie in Berlin das ganze Jahr, sind unsere europäischen Regenschirme völlig wertlos. Die Mattenindustrie ist Frauenarbeit, die Männer aber bauen große, feine Ein- und Zweimast-Kanus für sich selbst, um ihre Handelsfahrten zu machen und auch zum Verkauf an Festlandbewohner. Ferner stellen die Männer wundervolle, fein verzierte, große und kleine*

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

Mulden aus Eisenholz her, ebenfalls ein bedeutender Handelsartikel (vgl. Abb. 6). *Diese Mulden dienen besonders bei Festlichkeiten zum Auftragen des gekochten Fleisches und des Bolom, großer aus Taro und Kokosnuss bereiteter, fein schmeckender Klöße.*

Auch die Bergbewohner möchten recht viele solcher Mulden, Matten und Regenschirme erwerben. Wochenlang schauen sie täglich aus, ob sie nicht Handelskanus von Tami absegeln sehen nach Katika an der Busim-Mündung, ihrem Handelsplatz. Sie haben längst ihren Kaufpreis bereit. Besonders erbeutete Erdferkel, Känguruhs und andere Beuteltiere, auch Wildschweinfleisch haben sie sorgfältig konserviert, durch Räuchern und völliges Austrocknen. Obwohl diese Fleischnahrung nicht gesalzen ist, sie hatten ja kein Salz, sondern salzten ihre Speisen mit Meerwasser, hält sie sich doch sehr lange (Meer und Salz ist ein und dasselbe Wort in ihrer Sprache, nämlich Qumi bei den Küstenbewohnern, und hawec bei den Bergleuten). Auch selbst gebaute schöne Tabakblätter haben sie zu Bündeln gelegt und die Frauen haben Süßkartoffeln und Bananen bereit. Endlich weht der feine Mulasa (Wind zur Nordwestfahrt). Die Tami staken ihre reich mit Matten, Mulden und Kokosnüssen beladenen Zweimastkanus vom Land, setzen die Segel, die aus geschlissenen Pandanus-Blättern geflochten sind und in ruhiger Fahrt geht es nordwärts Katika zu. Schnell werden in den Dörfern um den Gekagalu die Frauen mit den Handelswaren bepackt, denn die Lasten müssen die Frauen tragen. Die Männer tragen nur ihre Waffen, ihre Täschchen mit Betelflasche und Wertsachen, wie Hundezähne und Eberhauer. Man hat es eilig, um rechtzeitig zur Stelle zu sein, geht doch die Reise auf völlig ungebahnten, primitiven Urwaldpfaden nicht so flott.

Dieser Neuguinea-Urwald ist ein romantisches, wildes Durcheinander von mächtigen Urwaldriesen, vielem kleinen Unterholz und Gebüsch, alles verschlungen und umrankt von einer Unzahl Schlinggewächsen. Dieser Urwald ist reich bevölkert von einer wunderbaren Vogelwelt, blaue, rote, gelbe, weiße Paradiesvögel, Papageien aller Art, wilden Tauben, Nashornvögeln, sowie vieler Arten Beuteltiere und Wildschweine. Auch Kasuare mit ein bis eineinhalb Zentner Fleischgewicht sind mit ihrem wohlschmeckenden Fleisch ein begehrtes Wildbret. Interessant wird meinem verehrten Leser sein, dass diese Kasuare ihre Eier in fein zusammen gescharrten Laubhaufen bergen und es der tropischen Wärme und der gärenden Wärme des Laubes überlassen, dieselben auszubrüten. Die Mutter aber bewacht sorgfältig die Brutstätte und scharrt das Laub auseinander, sobald sie merkt, dass ein Junges aus dem Ei kriecht. Sie hütet und hegt dann ihre Kinder und führt sie durch den Urwald. Auch das Waldhuhn, das zahlreich im Urwald lebt, macht es so, mit dem Unterschied, dass es seine Kücklein sich selbst überlässt. Sie kriechen einzeln aus Ei und Laub und wandern einsam durch den Wald, ihre Nahrung suchend, wenn sie nicht selbst Nahrung werden von Schlangen, Leguanen und Raubvögeln.

Abb. 6: Mulden aus der Sammlung Stössel, Inv. Nr. 2003/185, 2003/186, 2004/46, 2004/47.

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

Schweigsam, im Gänsemarsch geht es durch den Urwald zur Küste hinab. Die Frauen keuchen unter ihren Lasten. Nicht genug, dass sie ein paar Netzsäcke voll Handelsartikel, auf dem Rücken übereinander, das Hängelband der Netzsäcke um die Stirne gelegt, tragen: sie haben auf den Säcken auch noch ein kleines Kind in einem dritten Netzsack. Sie können ja das Kind nicht daheim lassen, denn es braucht ja die Mutter, die es nährt mit ihrer Milch, denn Milchtiere kennen die Leute in ihrem Lande nicht. Zweimal müssen sie rasten unterwegs, um auszuruhen und sich am offenen Feuer Taro oder Süßkartoffeln zu rösten. Die Männer haben sich daheim ein glimmendes Stück Holz mitgenommen, das nur glimmt wie eine Zigarre und den ganzen Tag durchhält, so dass sie jederzeit ihre Zigarren dran entzünden können oder ein Feuer anmachen.

Man ist endlich in der Küstenebene angekommen. Schon hört man die Brandung der Meereswellen, die der inzwischen aufgekommene Musangu (Nordwestmonsun) in wildem Toben an die Felsgestade Neuguineas peitscht. Nun ist man am Ziel. Die Männer gehen auf das Männerhaus zu, nehmen mit einem „Aoo", einer Art Gruß, auf der ringsum freien Plattform im unteren Teil des Männerhauses Platz (vgl. Abb. 15), wo ihre Handelsfreunde schon einige Stunden rauchend und Betel kauend sitzen. Es wird zunächst nicht viel geredet, der Papua fällt nicht mit der Türe ins Haus, er hat Zeit und lässt sich Zeit, europäisches Hasten und Jagen ist ihm fremd. Die Katika bewirten ihre Gäste mit Kokosnüssen und erwarten eine gelegentliche, entsprechende Gegengabe. Nachdem man sich ausgeruht und gestärkt hat, beginnt der Handel. Es wird nicht gefeilscht, geschrieen und geschachert. Die Tami legen frei auf dem Dorfplatz oder auf der Plattform ihrer Kanus ihre Waren aus und zeigen sie ihren Handelsfreunden (Abb. 7). *Diese betrachten sie ein wenig, dann holen sie ihrerseits ihre Tauschwaren aus den Netzsäcken ihrer Frauen. Sie legen zu einer Mulde ein geräuchertes Känguruh und 20 Hunde, (das sind je vier Fangzähne von 20 Hunden, also 80 Zähne). Sie haben etwa den Wert von 2 Mark. Ist dem Verkäufer seine Mulde mit dem hingelegten Preis genügend bezahlt, dann nimmt er ihn einfach auf. Der Käufer kann nun auch seinerseits das erworbene Stück an sich nehmen. Zu einer Matte schüttet ein Käufer einen Netzsack voll Taro, der Verkäufer ist sehr zufrieden, auch der Kauf ist abgeschlossen. So wickelt sich der ganze Handel ab, in einer Stunde ist alles erledigt und befriedigt.*

Gegen den Abend hat sich ein schweres tropisches Gewitter zusammengezogen und zwingt die Handelsfreunde noch eine Nacht bei den Freunden in Katika zu bleiben. Die grellen Blitze durchzucken die schnell hereingebrochene Finsternis, gewaltiger Donner erschüttert Hütten und Bewohner, Regen braust hernieder. Doch bald hat es sich ausgetobt und an der tropischen Küste ist es immer warm. So sitzt man bis lange nach Mitternacht beim Schein der kleinen Feuer um die Feuerplätze des Männerhauses, raucht, kaut Betelnüs-

Abb. 7: Ausgelegte Waren bei einem Handelsbesuch.

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

se mit Muschelkalk, der größte Genuss der Neuguinea-Männer, und erzählt und erzählt. Die Tami haben von einer besonderen Neuigkeit zu erzählen, die für sie allerdings schon ein halbes Jahr zurückliegt. Allmählich wird's ruhig, alles hat sich aus sitzender in liegende Stellung begeben und ist eingeschlafen. Die Frauen hatten sich schon lange in den Frauenhäusern zur Ruhe gelegt. Als golden die Sonne im Osten am nächsten Morgen heraufsteigt, bricht alles auf. Die Tami schieben ihre wieder reich beladenen Kanus in See, die Bergleute hucken ihren Frauen die nun leichteren Lasten auf und treten die Heimreise an.

Den alten Häuptling Wau bewegt auf dem ganzen Weg die Erzählung des Tami-Häuptlings Baim. Er war ja der einzige seiner Männer, der der Erzählung des Tami in der Jabim-Sprache hatte folgen können. Seine anderen Stammesgenossen konnten kein Jabim und wussten daher gar nicht, warum ihr Häuptling bei der Erzählung des Baim immer wieder Ausrufe der Bewunderung und des Entsetzens ertönen ließ. Aber sie sollen alles hören daheim. Da sollen seine Söhne und die ganze Jugend auch dabei sein.

Der Handelsweg war einigermaßen sicher, doch musste man auf der Hut sein, um nicht von den Beo-Leuten [?] ausgeraubt zu werden. Durch lautes Rufen tut man den daheim gebliebenen Dorfgenossen sein Nahen kund. Die kommen ein Stück entgegengelaufen, nehmen den Trägerinnen die Lasten ab. Neugierig beguckt die Jugend die mitgebrachten Waren in den weitmaschigen Netzsäcken. Obwohl müde von der Reise ordnet der Häuptling an, dass alle Männer noch heute Abend ins Männerhaus kommen sollen, auch alle Burschen. Selbst Frauen können um das Haus sitzen und zuhorchen, wenn er nun weitergibt, was der Tami-Häuptling Baim erzählt hat. Alles beeilt sich, niemand lässt sich zweimal rufen, denn durch Andeutungen hat der Häuptling bereits die Neugierde aufs Höchste gesteigert. Nun ist alles um die gemütlich warmen Feuerplätze versammelt. Die Frauen und Kinder haben sich vor dem Männerhaus auf dem Hof Feuerchen angezündet, denn erst wenn das Feuer brennt, die Zigarre herumgeht – es wird so geraucht, dass jeder aus der Zigarre ein paar Züge tut und dann sie an den nächsten weitergibt – und die Betelflasche klappert, dann ist es dem Papua gemütlich. (Beim Betelkauen wird der im Munde gefeuchtete Spatel in die Kalkflasche gesteckt, geschüttelt; dabei bleibt an dem Spatel Muschelkalk hängen, der nun wieder mit den Lippen abgestreift wird und sich im Munde mit der gekauten Betelnuss mischt. Es gibt eine Reaktion und alles wird blutig rot).

Alles ist auf das Höchste gespannt, der Häuptling kann mit seiner Erzählung beginnen. Denkt euch nur, was die Tami erlebt haben, begann Wau seine Erzählung, es ist ganz unheimlich. Es war kurz vor Beginn der letzten Regenzeit, unsere Berge hatten schon ihre Nebelkappe übergezogen, aber drunten war noch klarer heiterer Himmel über dem weiten Meer. Die Tami-Leute saßen an ihren breiten, schönen, von Miti-Bäumen beschatteten Meeresstrand und arbeiteten. Die Frauen nähten Matten, strickten Netze, die Männer hackten Mulden oder arbeiteten an Kanus. Da plötzlich erschreckt sie alle ein Schrei. Ein Mann hat im Osten am Horizont eine tief schwarze, wie eine Säule aus dem Meer emporsteigende Wolke entdeckt und hat vor Entsetzen aufgeschrieen. Nun schaut alles auf diese Säulenwolke, die scheint näher zu kommen, ja plötzlich wird ein unheimlicher, schwarzer Körper sichtbar, dem diese Wolke entquillt. Diese unheimliche Gestalt nähert sich immer mehr ihrer Insel. Wer das wohl sein mag, Anutu kann es nicht sein, der gute Schöpfer der Menschen, so wird es der unheimliche Pangulangwa, der Teufel sein. Alles rennt davon, Hausgeräte, Waren und alle Habseligkeiten werden schnell in die verborgensten Schlupfwinkel der Insel gebracht und man versteckt sich mit ihnen. Die Männer fingen schnell sechs Schweine, banden sie und legten sie gebunden an den Meeresstrand. Dann schrieen sie hinaus aufs Meer: „Pangulangwa, da haben wir dir ein

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

Opfer hergelegt, nimm dies Opfer an und lasse uns in Ruhe". Nun wendeten auch sie sich zur Flucht, nur zwei tapfere Männer waren auf hohe Palmen geklettert und hatten sich in deren Kronen versteckt, um von da oben zu beobachten, was der Pangu macht. Der kam immer näher und näher, aber als er so weit wie von hier bis Sisi [?] (ein Dorf etwa 10 km entfernt) entfernt war, machte er eine Wendung nach Norden und entfernte sich wieder, unheimlich qualmend mit seiner riesigen Tabakspfeife. Der kann was vertragen, meinten die beiden auf ihren Palmen. Als er am Horizont entschwunden war, riefen die beiden von ihren Palmen gestiegenen Wächter die Leute aus ihren Verstecken und alle kehrten mit ihren Sachen wieder in die Dörfer zurück, glücklich, dass es so gut abgegangen. Der Pangu hatte nicht einmal das Opfer mitgenommen, alle sechs Schweine lagen noch nebeneinander am Meeresstrand. Wenn er das Opfer genommen hätte, dann wäre es auch weg, dachten sie und banden die Schweine nicht mehr los, sondern schlachteten sie und feierten ein großes Freudenmahl. Solche Schlachtschweine werden immer gleich aufgegessen und nichts konserviert, das machen nur Leute, die damit Handel treiben wollen. In den Dörfern wird es eben so eingeteilt, dass in einer Woche der, dann jener ein Schwein schlachtet und das ganze Dorf bekommt davon, sodass es in ein bis zwei Tagen verzehrt ist. Lange Zeit gibt es auch gar keins.

Der Häuptling machte eine Pause und alles atmete auf, dass es für ihre Handelsfreunde so gut abgelaufen war. Wo sollte man Regenschirme, Matten und Mulden herbekommen, wenn die Tami umgekommen wären. Doch es ist noch nicht vorüber, fuhr der Häuptling fort, schon nach drei Tagen sahen sie Pangu wiederkommen; nun dachten sie, der kreist halt auf dem Meere herum und sein Weg führt hier vorbei, er wird schon wieder weiterziehen. Aber er kam näher und näher, da ergriff man eilig wieder die Flucht, konnte nicht mehr alle Sachen mitnehmen und die zwei Wächter stiegen wieder in ihre Palmkronen hinauf. Pangu näherte sich immer mehr, da tat er einen furchtbaren Schrei, dass die Wächter fast vor Schreck von den Palmen gefallen wären und denen im Versteck das Herz pochte. Ein schauerliches Gerassel hörte man dann, als wenn ein Haus einstürzte. Nun drehte sich Pangu und stand still. An seinem Bauche ließ er dann eine große weiße Schale herab gleiten, ganz weiße Jungen krochen ihm aus dem Bauch und stiegen in die Schale, dann ruderten sie ans Land. Die Wächter auf den Palmen schwitzten vor Angst, besonders machte es ihnen Sorge, dass es zu spät war, dem Pangu noch ein Opfer hinzulegen. Sie sahen nun wie diese weißen Gestalten, Geisterkinder des Pangu, im Dorfe herumgingen, miteinander plauderten, wovon sie natürlich nichts verstanden und in die Hütten guckten, scheinbar etwas suchten. Einige liegengebliebene Gegenstände, Mulden und Matten nahmen sie mit. Auch ein paar Kokosnüsse nehmen sie von den niederen Palmen, alles luden sie in ihre weiße Schale. Dann trugen sie einen Kasten mit Deckel ans Land, machten den Deckel auf und ließen ihn stehen. Mit ihrer weißen Schale ruderten sie wieder zu ihrem Alten, krabbelten in seinen Bauch zurück, zogen ihre Schale hoch und nach furchtbarem Rasseln (Anker hochziehen) schrie er, steckte seine unheimliche Pfeife in Brand und zog davon. Als er nicht mehr sichtbar war, stiegen die Wächter von den Palmen und riefen die Leute wieder zusammen. Nur zaghaft wagten die Leute ins Dorf zu kommen, bis sie dann endlich alle da waren und auf dem Dorfplatz um die Kiste standen, die Pangu dagelassen hatte. Aber sie wagten die Geisterdinge nicht anzutasten, sie fürchteten ein großes Unglück, wenn sie es täten. Tagelang lagen die Dinge da, bis es endlich doch einer wagte, einen Gegenstand aus der Kiste zu nehmen. Es war ein Holzstil mit einem ganz glatten, fast wasserfarbigen Stein vorne drauf. (In Wirklichkeit ein europäisches Beil). Wo nur Pangu diesen schönen weißen Stein herhat, der wäre etwas zum Beile fertigen. (Ihre Steinbeile gleichen Erdhauen). Sogleich macht sich auch einer ans Werk

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

und nachdem er den Holzstil heraus gebrannt hat, zerfeilt er in monatelanger Arbeit den vermeintlichen Stein in Stücke, um daraus Beile nach ihrer Art zu machen. Einen langen weißen Stein mit Holzgriff (es war ein Buschmesser) zerbrachen sie in lauter Stücke und verwendeten ihn in derselben Weise, Eine riesig große auf ein Bündel gewickelte rote Haut (es war türkisch roter Lendentuchstoff) erregte ihr höchstes Erstaunen. Sie konnten sich in keiner Weise vorstellen von was diese dünne, rote Riesenhaut stammte. Auch wusste man nichts damit anzufangen, so dass man sie schließlich in lauter dünne Streifen zerschliss und diese als Schmuckbänder um Beine, Arme und Leib verwendete. Die Teufelskinder hatten auch komisch riechende kleine schwarze Stangen hingelegt (gepresster Brasiltabak). Mit denen wusste man nichts anzufangen, man warf sie weg. Das größte Entsetzen aber erregten zwei runde Stücke mit Menschenkopf, (es waren zwei Talerstücke) die neben der Kiste lagen. Niemand wagte sie anzurühren. Hier liegt die Hexerei, alles andere war harmlos, aber wenn die jemand anrührt, so passiert ein Unglück, sagte kurz der Häuptling. Monatelang lagen sie da, da wagte es endlich doch ein Beherzter mit einer langen Holzzange diese Dinger zu fassen, vorsichtig ging er damit ans Meer zu einem Kanu, stieg auf dessen Plattform, zwei Mann ruderten schnell zu einer Tiefe und der Mann versenkte die gefürchteten Unglücksträger ins Meer. (Die Tami schütteln sich heute noch vor Lachen, wenn sie von dieser, ihrer einstigen Unwissenheit erzählen). So ist also alles wieder gut abgelaufen, fragte der Freund des Häuptlings. Ja, die Tami waren glücklich, dass es so gut gegangen und haben seitdem nichts mehr gesehen. Der Häuptling schwieg, alles brach in Staunensrufe aus.

Diese Kunde lief nun von Ort zu Ort. In allen Männerhäusern und Hütten, auf Dorfplätzen und beim Feldmachen wurde sie erzählt und immer wieder erzählt, und wahrlich der Papua kann erzählen, so gründlich und oft wiederholend, dass dem europäischen Hörer manchmal die Geduld ausgehen kann.

Feldbau

Nun liegt wieder das ganze Finschhafen-Huongolf-Gebiet im hellsten Sonnenschein und der hochragende Sattelberg ist weithin sichtbar. Von der Küste her sieht man bald allenthalben Rauch aufsteigen. Die Leute haben überall in der ausgehenden Regenzeit schon angefangen Wald zu fällen und den Boden zu Feldern zu bereiten. Es gibt ja in dem Land keine Fluren mit Dauerfeldern, es fehlt jede Dungwirtschaft. Es ist meist bedeckt von Urwald, oder da und dort am Meer und in Inlandtälern mit Grasflächen. Jedes Jahr muss ein neues Stück Wald zu Feld geschlagen werden und man hat einen etwa acht- bis zehnjährigen Turnus, so dass nur Jungwald zu schlagen ist. Aber immerhin ist es eine mühsame Arbeit mit den primitiven Steinbeilen, die wenn auch nicht allzu dicken Bäume und den Busch zu fällen. Große Urwaldriesen muss man sowieso stehen lassen. Nun hat die heiße Tropensonne alles trocken gebrannt und so kann das Brennen beginnen. An allen Enden wird Feuer gelegt und ein mächtiger Brand entsteht. Es wird dabei auch alles Getier, alle Schlangen und alles Ungeziefer mit verbrannt. Auf angrenzenden Wald greift das Feuer niemals über, denn der ist viel zu feucht und brennt nicht. Ist der Brand vorüber, dann geht es ans Aufräumen. Es sind ja meist nur das Laub und dünnere dürre Bäume und Äste verbrannt, die noch saftreichen Baumstämme und Stämmchen sind nur angekohlt. Das ist ganz gut, denn die kann man nützlich verwenden. Teils trägt man sie an den Rand des Feldes, um sie zum Zaunbinden zu verwenden, der meterhoch ums Feld gelegt werden muss zum Schutze gegen die alles zerwühlenden Wildschweine. Teils werden die geraden Stücke als Wegrand gelegt oder zur Abgrenzung der Einzelfelder. Das Feld gehört nämlich der ganzen Dorfschaft gemeinsam, es wird nun abgeteilt und jeder Familie ihr Teil angewiesen. Der Häuptling bekommt natürlich das größte Stück, wie er auch im Dorf das größte Haus haben muss, weil er die Gäste aufzu-

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

nehmen und zu bewirten hat. Ist das Feld so zubereitet, dann wird nicht gehackt oder gepflügt, sondern mit Holzpfählen stoßen die Männer wieder gemeinsam Löcher in den gebrannten Waldboden, drehen den eingestoßenen Pfahl ein wenig herum und lockern dadurch an der Stelle die Erde. Nun sind die Männer mit ihrer Arbeit fertig, nur der Feldzauberer, man könnte auch sagen der Feldpriester, der das Feld segnet, muss seine Arbeit noch tun. Er bereitet ein Opfer zu, aus Bolom (Kuchen, meist auf Tarobasis, vgl. Neuhauss, 1911-a, 275) *und Fleisch, auch Tabak legt er bei. Das trägt er dann in einer Baumrindenschale kreuz und quer durchs Feld, immer seinen Gebets- oder Segensspruch wiederholend. Er wendet sich an die Ahnengeister, von denen man ja in jeder Beziehung abhängig ist: „Ihr Geister (er nennt eine Anzahl berühmter, verstorbenen Stammesgenossen mit Namen) hört mich, wir pflanzen hier unser Feld, treibt alle Schädlinge aus dem Feld, schützt es vor Wildschweinen und Dieben und lasst die Taro groß und dick werden, damit sie uns nähren. Da biete ich euch ein Opfer an, nehmt es an und erhört mich." Dann pflanzt er einen Strauch, wambum genannt, der besonderen Segen bringen soll und woran jedermann erkennen kann, das Feld ist gesegnet und dem Schutz der Ahnengeister unterstellt. Jetzt erst kann das Pflanzen der Taro oder Süßkartoffeln, Bananen, Zuckerrohr und Gurken beginnen. Hier helfen die Frauen fleißig mit, denn aus dem alten Feld, das mittlerweile schon wieder eine 2–3 m hohe Wildnis geworden ist, müssen die Setzlinge zusammengesucht werden, um das neue Feld damit zu bepflanzen. Das Feld jäten, pflegen und ernten ist ganz Aufgabe der Frau. Es wird ja nicht geerntet auf einmal wie bei uns, sondern sobald die ersten Früchte reif sind, wird das Feld angebrochen und immer geholt, was man zum Kochen notwendig hat. Die Männer können wieder mehr zur Jagd und Fischfang gehen, oder an Waffenherstellung und Hüttenbauarbeiten. Auch ihre Fehden müssen sie auskämpfen, deren immer neue entstehen, denn jeder Todesfall bedeutet Krieg bei ihnen.*

Wenn man erfährt, dass beim Nachbarstamm jemand gestorben ist, dann ist man sehr beunruhigt, bis man erfahren hat, wem die Schuld an dem Tode beigemessen wurde. (Es muss ja für jeden Todesfall Blutrache genommen werden). 20–30 Menschen haben da manchmal ihr Leben lassen müssen, weil man sie der Zauberei beschuldigte, denn die ist allein am Sterben schuld. Jeder Todesfall ist nach ihrem Glauben die Folge eines Verbrechens. Wenn es nicht ein Feind mit der Waffe war, dann ist es eben ein Zauberer gewesen, der den Tod herbeiführte. Viele Dörfer und Sippen sind durch diesen ewigen Kampf ganz ausgerottet worden, sonst wäre das Land reich bevölkert.

Die Felder gedeihen wunderbar, es kommt immer wieder dazwischen ein Regen spendendes Gewitter. Es ist ein herrliches fruchtbares Land, dies Neuguinea. Auch vor den Feinden hat man augenblicklich einigermaßen Ruhe, denn es wird eben ein großes Geisterfest vorbereitet, an dem die heranwachsende männliche Jugend beschnitten und in den Männerkreis aufgenommen werden soll. Da müssen alle Fehden ruhen. Etwa ein Jahr lang darf der Friede nicht gestört werden und notwendig werdende Rache wird aufgeschoben.

Die Männer haben Glück gehabt. Heute früh sind ein paar Dorfmänner hinausgegangen in den Wald, haben dort in ihrer Wildschweinfalle einen mächtigen Eber entdeckt und nachdem sie ihn mit kräftigen Speerstichen getötet, mit großem Geschrei heimgetragen. Diese Schweinefallen sind große tiefe Gruben, die die Leute auf erspähten Wildschweinpfaden im Urwald graben. Die ausgegrabene Erde wird sorgfältig ein Stück weggetragen, dann die Grube mit langen, dünnen Ruten überdeckt, Laub darauf gestreut und der Pfad so nachgebildet, als sei hier nichts geschehen. Das den Pfad passierende Wild stürzt dann in die Grube und ist damit gefangen. Es hat sich an den Spießen, die am Boden der Grube in

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

die Erde getrieben wurden und nach oben ragen, aufgespießt und kann nicht mehr aus der Grube entkommen (vgl. Pöch, 1907, 225; Flierl, 1929, 73). *So eine Beute bringt angenehme Abwechslung in die einfachen, eintönigen Tagesmahlzeiten, meist nur aus Taro, Süßkartoffeln und Bananen bestehend. Die Männer haben unter freudig erregtem Geschrei das Schwein zerlegt und während die Frauen es in großen Töpfen auf dem Dorfplatz kochen, sitzen die Männer in Erwartung des lukullischen Mahles rauchend, plaudernd und Betel kauend unter dem schattigen Mangobaum des Dorfes. Da plötzlich durchtönen Alarmzeichen von der Küste her den Urwald und werden von allen Dörfern aufgenommen und weitergegeben. Der Häuptling eilt und klettert auf sein Baumhaus am Gekagalu, von wo er eine weite Aussicht hat. Da sieht er zu seinem Entsetzen genau dieselbe unheimliche Gestalt, wie sie die Tami bei ihrer Insel gesehen hatten, drunten bei dem Jabim-Dörflein Salankaua in den Hafen einfahren. Auf sein Rufen eilt alles an die Aussichtsstelle und sieht mit großem Entsetzen dies seltsame Ungeheuer. Es verschlägt ihnen die Sprache. Frauen und Kinder rennen ins Dorf und weinen vor Angst. Nur gut, dass man so weit von der Küste hoch auf dem Berge wohnt. Wie es wohl den armen Jabim-Leuten drunten ergehen mag?*

Der Häuptling schaut noch lange in der sternenklaren Nacht von seinem Baumhaus hinunter. Er sieht Lichter, die aber nicht wie brennende Fackeln flimmern, sondern ruhig wie Sterne leuchten. In den Dörfern aber sitzt und liegt man ängstlich in den Hütten. Man fürchtet ein Erdbeben und spricht die abenteuerlichsten Vermutungen aus. In der Nacht noch wird Kunde von Dorf zu Dorf weiter getragen. Die Bewohner von den Jabim-Dörfern sind in den Wald geflohen. Das ist alles, was in der Nacht bekannt wird. Als am nächsten Morgen golden der neue Tag heraufzieht, liegt dies fremde Ungeheuer immer noch drunten im Hafen, es scheint dazubleiben. Erst nach einigen Tagen erfährt man weitere Kunde. Das Ungeheuer lag immer noch unten. Es war nach der Langemack-Bucht und bis zu den Ginggala-Inseln gefahren, auch bis Katika her und immer wieder ist es an seinen Liegeplatz zurückgekehrt. Schweißtriefend kommt am vierten Tag ein Mann von Woning [?] herauf und erzählt aufgeregt, – „Es ist nicht der Pangulangwa, wie die Leute von Tami geglaubt hatten, sondern ein Geisterschiff, das fährt ohne Ruder und Segel ganz rasch. Es sind viele weiße Geister darauf, Bumbum, erzfremde Dinger, nennen sie die Jabim. Ihr Gesicht ist ein Menschengesicht, nur ihre Füße und ihr Körper ist anders. Die Füße haben nämlich keine Zehen, um den Körper haben sie eine auf und zuklappbare Haut. Sie rauchen, essen und trinken wie Menschen, aber neulich haben die Jabim sie aus dem Wald beobachtet beim baden, da haben sie ihre Füße abgenommen, ihre ganze Haut abgezogen und sprangen ins Meer. Nach dem Bad haben sie alles wieder angelegt. Sie haben Schießwaffen ohne Pfeil und Bogen, aber jede Taube schießen sie damit vom Baum und jedes Wildschwein fällt auf weite Entfernung. Sie kamen immer wieder in die nahen Dörfer, riefen und winkten den Jabim, zu ihnen hinzukommen, und durch Winken suchten sie begreiflich zu machen, dass die Leute sich nicht fürchten sollen, sie seien Freunde. Durch Zeichensprache haben sie den Jabim-Leuten zu verstehen gegeben, dass sie ein Stück Land am Hafen kaufen wollten, um dort ein Haus zu bauen. Die Jabim wagten endlich sich ihnen zu nähern und wurden reich beschenkt. Da haben auch Frauen und Kinder die Angst überwunden und bestaunten die fremden Geister. Gestern sind einige in den Wald gegangen, haben mit ihrer Waffe ein großes Wildschwein geschossen, nahmen nur ein paar Schlegel ab und gaben das übrige den Jabim-Leuten zu essen. Sie haben den Jabim dieselben Dinge gegeben die sie bei den Tami hingelegt hatten, nur haben sie den Jabim gezeigt, wie leicht und schnell man mit ihren Beilen Bäume fällen, mit den langen Messern Gras niederhauen, mit kleinen Hölzern überall schnell Feuer machen kann. Auch

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

haben sie den Leuten, als sie das Wildschweinfleisch kochten, einen Topf mit weißem Sand gegeben und davon gleich etwas in die Kochtöpfe gestreut. Dieser weiße feine Sand ist besser als Meerwasser und wenn man ihn auf die Zunge legt oder ins Wasser streut, löst er sich sofort auf. Mit allen Dorfhäuptern der Jabim-Dörfer haben sie Freundschaftsgeschenke getauscht. Eine Fahne haben sie an einer Stange aufgezogen und mit ihren Booten sind sie im Hafen herumgefahren und haben die Tiefen des Meeres gemessen. Taro und Kokosnüsse, Bananen und Jams haben sie von den Leuten erbeten und haben sie reich mit ihren Waren bezahlt. Den großen Männern haben sie so eine rote Haut gegeben und sie ihnen um die Lenden gelegt, die Männer laufen damit herum, man kennt sie kaum mehr. Ja, es sind freundliche Geister, wir brauchen uns nicht zu fürchten." Der Mann hatte seine Erzählung beendet. Alles atmete auf und ließ Ausrufe höchsten Erstaunens ertönen. Nach einer Weile meinte der Häuptling, „vielleicht sind es verwandte Ahnengeister, die aus dem Geisterland gekommen sind." „Aber", meinte ein anderer, „das ist doch nicht gut möglich, denn Quaise hat doch gesagt, dass sie Taro essen und Kokosnusswasser trinken wie Menschen. Die Geister nehmen ja nur die Seele der Opfer, die man ihnen gibt, das folinec, die Materie selbst lassen sie liegen, die können die Menschen selbst essen."

Bei dieser ganzen Erzählung saß ein begabtes Büblein dabei und hörte aufmerksam zu. Es schien als ob der immer neugierig seinen Vater fragende Knabe ahnen würde, dass eine neue Zeit angebrochen ist. Zunächst aber ging es noch in die alte hinein. Das Geisterfest stand vor der Tür und da sollte auch dieser Knabe beschnitten werden und in die Männerschaft aufgenommen."

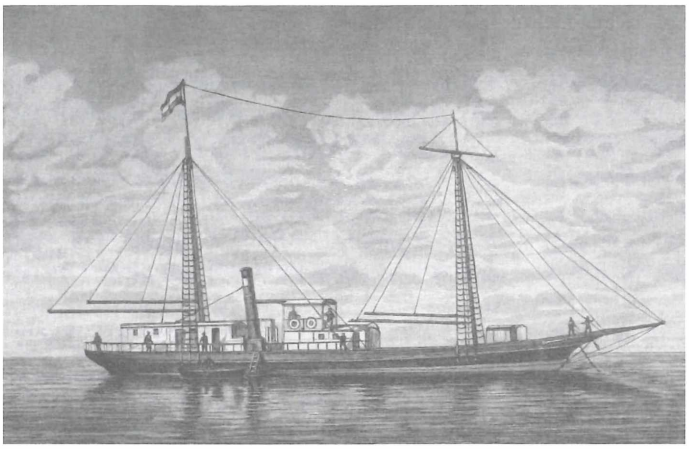


Abb. 8: Schraubendampfer „Samoa" (aus Finsch, 1888).

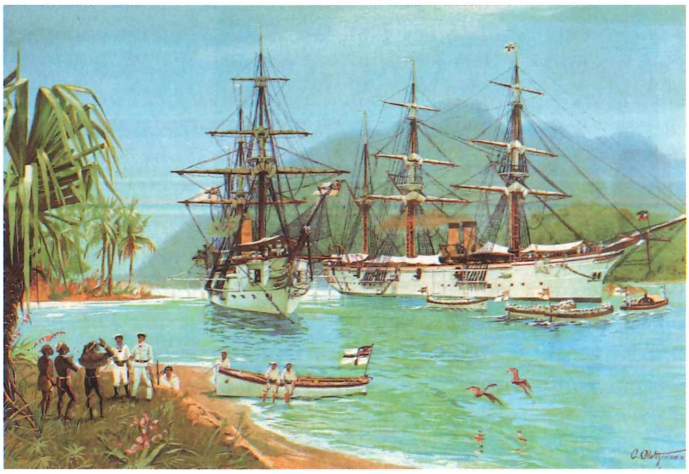


Abb. 9: Kanonenboot „Hyäne" (links) und gedeckte Korvette „Elisabeth" bei einer Flaggenhissung (zeitgenössische Postkarte).

Johann Stössel berichtet in den ersten beiden Teilen, eingebettet in Schilderungen des Handels und des Ackerbaus bei der an der Ostküste der Huonhalbinsel wohnenden Bevölkerung, vom Erscheinen der ersten Dampfer. Der erste Dampferbesuch im Finschhafen, einer lang gezogenen, von Otto Finsch entdeckten Bucht (vgl. Abb. 3) fand am Sonn-

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

tag, dem 23. November 1884 statt (Finsch, 1888, 163f). Finsch war von der deutschen Neuguinea-Compagnie 1884 mit der Erkundung der Küsten und der Suche von Häfen in dem zu gründenden Schutzgebiet Neuguinea beauftragt worden. Er fuhr mit dem 1883 in Neu-Süd-Wales (Australien) gebauten hölzernen Schraubendampfer „Samoa" (Abb. 8) unter anderem um die Huonhalbinsel, wo er die Bucht Finschhafen entdeckte.

Noch vorher sollte nach Stössel ein Dampferbesuch auf den Tami-Inseln stattgefunden haben. Finsch hat über die Fahrt der „Samoa" ausführlich immer wieder berichtet (z.B. Finsch, 1888, vgl. auch Wichmann, 1910, 352, Fußnote 1). Er erwähnt mit keinem Wort einen Besuch der Tami-Inseln, und seine offensichtliche Unkenntnis der Bedeutung der Inselbewohner für die Tami-Siassi-Kulturprovinz (vgl. z.B. Finsch, 1914, 463) bestätigt dies auch.

Gleichzeitig mit der „Samoa" befanden sich jedoch auch zwei deutsche Kriegsschiffe in diesem Raum. Das Kanonenboot „Hyäne" unter Korvettenkapitän Langemack und die gedeckte Korvette „Elisabeth" unter dem Kommando von Kapitän zur See Schering (Abb. 9) waren beauftragt, mit Flaggenhissungen an ausgesuchten Punkten den Nordostteil von Neuguinea und das Bismarckarchipel als deutsches Schutzgebiet in Besitz zu nehmen (Deutsche Kolonialzeitung 1885, 638f). Die „Hyäne" hatte am 3. Oktober 1884 Port Jackson, Australien, verlassen und war am 21. Oktober in Matupi in der Blanche-Bay zwischen der Gazelle-Halbinsel Neubritanniens und Neuirland eingetroffen. Die „Elisabeth" verließ Sydney am 16. Oktober und traf „Hyäne" und „Samoa" am 1. November 1884 bei Matupi. Während die „Samoa" dann zum Huongolf aufbrach und Finschhafen entdeckte, fuhren die beiden Kriegsschiffe zu weiteren Inseln des Bismarckarchipels, um die Flaggenhissung zu wiederholen und erreichten am 17. November die Astrolabe-Bai an der Nordküste Neuguineas. Am 22. November trennten sie sich im Seegebiet der Vitiaz-Strait (Wichmann, 1910, 361ff). Während die „Elisabeth" an der Nordküste Neubritanniens entlang nach Osten fuhr, um schließlich nach Japan zu kommen, erreichte die „Hyäne" am 24. November 1884 den Finschhafen, um am 27. November 1884 auch dort die Flagge zu hissen (Finsch, 1885, 702; Finsch, 1888, 166).

Nachdem die „Elisabeth" nach den Flaggenhissungen den Huongolf gar nicht mehr erreicht hat, und der Zeitraum für die „Hyäne" zwischen dem 22. November (Trennung von der „Elisabeth" in der Vitiaz-Strait) und dem 23 November (Entdeckung von Finschhafen durch die „Samoa") wohl zu kurz ist, um die Tami-Inseln besucht zu haben, könnte eines der beiden Kriegsschiffe auf der Fahrt von Australien nach Neuguinea die Tami-Inseln schon im Oktober angelaufen haben.

Bereits vor 1884 setzten deutsche Handelsfirmen Dampfer im Seegebiet um Neuguinea ein, was aber nach Finsch schon 1882 aus Renta-

Abb. 10: Raddampfer „HMS Basilisk" (Briefmarke aus Papua-Neuguinea um 1970).

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

bilitätsgründen aufgegeben wurde (Finsch, 1888, 25). Sogar schon John Moresby, der 1873 den Hafen der späteren englischen Kolonialhauptstadt Port Moresby auf Neuguinea entdeckte, fuhr mit dem Dampfsegelschiff „HMS Basilisk" durch die Küstengewässer Neuguineas und erreichte auch die Huonhalbinsel (Abb. 10).

Die Uniformbeschreibung Stössels lässt wohl eher an ein Kriegsschiff als an ein Handelsschiff glauben und ein englischer Besuch, falls er überhaupt stattfand, hätte mit 10 Jahren einen zu großen zeitlichen Abstand von den Ereignissen in Finschhafen. Leider lässt sich dieser erste Dampferbesuch auf den Tami-Inseln daher nicht näher eingrenzen.

Über den in den Texten immer wieder erwähnten Anutu, schreibt Stössel in einer Fußnote: *„Trotzdem Geisterglaube und Zauberfurcht das ganze Leben der Leute beherrschte, war Ihnen das Wissen um einen allmächtigen Schöpfer (Anutu) geblieben und um ein übelwollendes Wesen (Pangulangwa). Sie erzählten dem Verfasser folgendes Märchen. Vor langer, langer, langer Zeit (weil der Papua nur bis 20 zählen kann, wird es ihm sehr schwer größere Maße auszudrücken. Es geschieht durch öftere Wiederholung des betreffenden Wortes) hat Anutu die Welt geschaffen und die Menschen. Er gab ihnen einen gameng ngaijam, ein Paradies, also einen schönen, fruchtbaren Platz. Da gab es alle Früchte im Überfluss, es gab keine Zauberei, so kannte man auch keine Krankheit und musste nicht sterben. Eines Tages nahte sich den Menschen eine große Eidechse, die sprach die Menschen an und sagte: „Seid ihr denn mit eurem Platz zufrieden, Anutu hat noch viel schönere Plätze als den eueren, die lässt er euch nicht sehen, sonst könntet ihr mit dem euren nicht mehr zufrieden sein". Da frugen sie die Eidechse: „Hast du sie denn gesehen?" „Ja", sagte sie, „ich kann sie euch auch zeigen, aber schnell, dass es Anutu nicht merkt". Die Eidechse zeigte den Menschen ein riesiges, spanisches Rohrseil, das von ihrer Wohnstätte abwärts hing und sagte: „Dies ergreift und gleitet daran abwärts, dann kommt ihr in ein schöneres Land." Die Menschen gehorchten der Lüge, glitten abwärts, plötzlich standen ihre Füße auf der Erde. Sie erschraken, ein ihnen bisher völlig fremdes Gefühl, erkannten den Betrug und wollten wieder zurück in ihren Himmel klettern, aber die Eidechse hat schnell das Seil durchbissen, es fiel den Menschen nach. Nun waren sie fern von Anutu, wurden krank und mussten sterben. Anutu aber habe sich aus Schmerz über seine ungehorsamen Menschenkinder ganz von ihnen zurückgezogen und ruhe trauernd in einem fernen Weltenwinkel. Nur dann und wann dreht er sich manchmal von einer Seite auf die andere, da gibt es dann immer ein Erdbeben. Steht man bei einem der häufigen Erdbeben bei Braunen, dann kann man sie sagen hören: „Anutu keka tau uqui", das heißt: „Gott hat sich umgedreht". Es müsste eigentlich heißen: „Uju gejam", d.h. „die Erde bebt". Nur wenn man dies Märchen kennt, kann man diese Rede verstehen."* (vgl. auch Fugmann, 1986-b, 35).

„Geisterfest.

Schon lange hatte man ein großes Taro-Feld angelegt, dessen Früchte restlos zum Schmaus am Geisterfest dienen sollten. Auch eine Anzahl Schweine hat man in allen Dörfern gemästet zum fetten Mahl. Durch monatelange Tänze wurde das Geisterfest innerlich vorbereitet. Im Urwald trafen schon lange die Männer ihre Vorbereitungen. Frauen und Unbeschnittene dürfen seit Beginn dieser Vorbereitungen dieses Gebiet nicht mehr betreten. Durch Kreidestriche an den Bäumen hat man die Grenze kenntlich gemacht, die von Frauen und Uneingeweihten nicht überschritten werden darf. Immer wieder hört man aus dem Urwald die unheimliche Stimme des großen Geistes, Balum genannt, der sich naht, um die Jungen zu verschlingen, wie man den ängstlichen Frauen vorlügt. Im Urwald bereiten die Männer den Platz zum großen Fest. Es werden einfache Unterkunftshütten abseits des

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

Festplatzes errichtet. Alte Männer errichten die Geisterhütte, die den Balum selbst darstellen soll. Eine mit dem ganzen Wurzelstock ausgegrabene Betelpalme bildet den First der Hütte. Der mächtige Haarwurzelschopf über der Stirne des Ungeheuers ist das Haar des Ungetüms, die Blätterkrone der Schwanz. Die Giebelseite unter dem Haarschopf hat eine mächtige Stirne aus Baumrinden, Augen, Ohren, Nase und ein Riesenmaul, das geschlossen werden kann, alles schauerlich bemalt. Sind die Hütten fertig, dann werden die Beschneidungskandidaten im Alter von 4 – 16 Jahren in den Wald gebracht. Auch der kleine Binggo wird schon mitgenommen, er ist ja bereits ein kluger, kräftiger Junge.

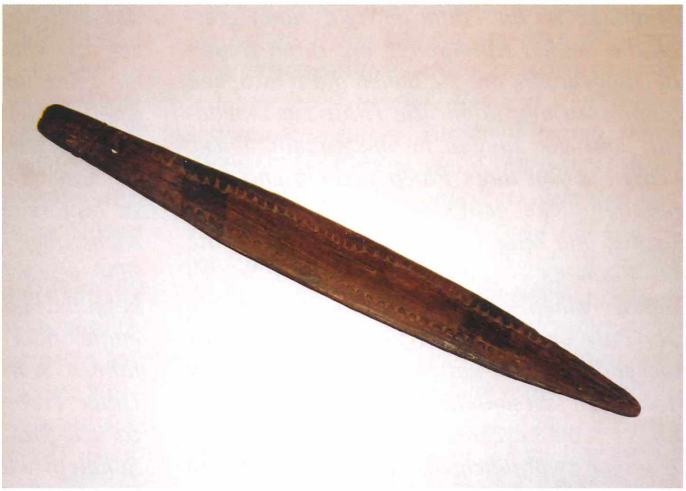


Abb. 11: Schwirrholz aus der Sammlung Stössel, Inv. Nr. 2004/51.

Den Frauen hat man weisgemacht, dass der große Geist alle Jungen verschlingt und sie nur wieder ausspeit, wenn er reichlich mit Schweinefleisch und Taro gefüttert wird. So bringt auch die Mutter des Binggo ihren Liebling bis an die markierte Waldgrenze. Dort reißt sie sich unter Tränen von ihm los, „O mein Junge, o mein Sohn, „ so schreit sie, „das Ungeheuer wird dich verschlingen, aber ich verspreche es dir, ich werde alles opfern, um dich wieder freizubekommen. All meine Taro, die ich koche und all das Fleisch werde ich heraustragen und selbst nur Blätter, ja nur Kani-Blätter (eine Art Gemüse) essen, damit das Ungetüm satt werde und dich ausspeie.“ Der Beschneidungspate trägt oder führt dann den Jungen weiter in den Wald, wo er mit den andern zunächst in einer dicht mit Laubbäumen umhüllten Hütte untergebracht wird und täglich von seinem Paten das Essen zugetragen bekommt. Täglich hören die Jungen die Stimme des großen Geistes näher kommen, der gierig auf die Burschen ist. (Diese Stimme wird durch Schwingen der so genannten Balum-Schwirrhölzer (vgl. Abb. 11)*, die mit Schnur an eine lange Bambusrute gebunden sind, erzeugt). Der kleine Binggo, der kleinste unter den Knaben, verkriecht sich ängstlich hinter die andern, wenn diese grässliche Stimme ertönt. Im Hüttendorf der Männer wird täglich getanzt und geschwelgt. Nun ist der Tag der Beschneidung gekommen. Unter Heiden-Tanzlärm, Singen und Trommelklang und der dauernd dazwischen brummenden Stimme des großen Geistes, nähert sich der Festzug der Geisthütte. Es ist keiner der Teilnehmer erkennbar, denn alle haben sie sich weiß getüncht mit Kreidefarbe und darauf wieder rote und schwarze Bemalungen angebracht. Mächtige Federbüsche auf dem Kopf, Wertsachen umhängend, ja die beiden, dem Zuge voranhüpfenden Männer haben sich die Seiten mit Harz beschmiert und Federn dran geklebt, so dass sie mächtigen Raubvögeln gleichen. Sie tragen auch große Beile bei sich und haben den Namen eines Raubvogels Kululubong. Kurz vor der Balum-Hütte biegen beide Kululubong rechts ab zur Jungenhütte. Die nachfolgenden Männer, etwa 30, tanzen gerade auf die Geisthütte zu und verlängern in zwei Linien, Front gegeneinander, das Maul des Geistes zu einem langen Rachen. Die nächste Gruppe Männer sind die Paten. Sie tanzen auf die Jungenhütte zu und mit den Kululubong um die Hütte. Alle anderen sind Tänzer und*

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

Trommler. Ist die Hütte umstellt, dann greifen die beiden Kululubong mit ihren Beilen die Jungenhütte an. Sie hauen die schwachen Eckpfosten um, damit die Hütte zusammenfällt und die Jungen herauspurzeln. Diese werden je von ihren Paten gepackt und festgehalten. Nun geht's nacheinander in den Rachen und Magen des Geistes. In der Mitte des Rachens – gebildet durch die beiden Männerreihen – liegt quer ein Scheit Holz. Der Pate und noch vier zu dem Zweck dort hockende Männer halten den Jungen auf dem Holzscheit fest und der Geisterzahn beißt ihn, d.h. er wird beschnitten. (Der Verfasser hat in seiner zwölfjährigen, ärztlichen Praxis in Neuguinea viele Männer gesehen, denen einst bei der Beschneidung die ganze Eichel gespalten ward). Der Junge schreit und wehrt sich, aber vergeblich. Ist er beschnitten, mit Bambusmesser oder Obsidiansplitter, dann wird er vom Paten weiter gezerrt und durchs Maul des Geistes geschoben. Da verkriecht sich einer um den andern in der gegen das Schwanzende immer enger werdenden Geisthütte. In dieser Geisthütte müssen sie nun bleiben, bis sie heil sind von ihren Beschneidungswunden. Die Paten aber bringen ihrem Patenjungen täglich das Essen und schieben es in die Hütte. Der Junge bleibt seinem Paten auf Lebenszeit dafür verpflichtet. Diese Heilungszeit kann bis sechs Wochen und länger dauern. Die Frauen ernten dabei die Felder immer mehr ab. Alles, was sie kochen tragen sie in den Wald, damit der Geist sich sättige und endlich ihre Jungen hergebe. Wenn ein Junge an seiner Verwundung stirbt, dann sagt man seiner Mutter und allen anderen Frauen, sie seien schuld. Besonders die Mutter und ihre Schwestern, die kleinen und großen Mütter, so heißen die Tanten. Weil sie zu wenig Lebensmittel in den Wald getragen hätten, hätte der Geist diesen Jungen nicht mehr ausgespieen. Manche verzweifelte Mutter hat sich deswegen in Scham und Kummer das Leben genommen. Auch unseren kleinen Binggo hat der Beschneider übel zugerichtet, doch ist er wieder heil geworden. Die Geisterstimme, die dauernd gehört wurde, wird nun leiser und leiser und entfernt sich. Schließlich verstummt sie ganz und die Heimkehr kann erfolgen. Zunächst aber bekommen die Jungen noch allerhand, teils sehr wertvolle Ermahnungen mit auf ihren Lebensweg, die sie, zu guter Sitte, zu Tapferkeit und Fleiß anhalten. Die Hauptsache aber ist, dass ihnen eingeschärft wird, alles was sie erlebt haben muss absolutes Geheimnis bleiben. Keine Frau, Mutter, Großmutter oder Schwester darf etwas davon erfahren, sonst folgt unbedingte Todesstrafe. Unter Trommelklang geht es dann ins Dorf zurück. Die Mütter atmen auf, wenn sie ihre Söhnlein wieder in die Arme schließen können. Freilich, nun beginnt eine magere Zeit, die manchmal zur Hungersnot wurde. Die Männer haben alle Schweine allein aufgegessen, die Frauen die Felder abgeerntet, um draußen, wie sie meinten, den Geist zu füttern, in Wirklichkeit, um damit die Männer und Jungen zu mästen. Das Sonderbare ist nun, dass alles so unheimlich war, dass die Leute wirklich selbst dran glauben. Sie wissen, dass sie in der Geisthütte waren, aber das war eben nur die äußerlich angenommene Gestalt des Geistes, den Geist selbst kann man ja nicht sehen. Die völlig unkritisch veranlagten Leute haben an den großen Geist wirklich geglaubt und haben ihn ganz ernst genommen. Auch die aufgeschobenen Fehden müssen nun wieder ausgekämpft werden, neuer Krieg beginnt.“

Das „Geisterfest“ des dritten Teils war ein Initiationsfest, ein Balumfest (Küstenbewohner) oder Kanifest (Tami), wie es auch von den Missionaren Bamler, Zahn, Lehner oder Flierl beschrieben wird (Zahn, 1911, 296ff; Lehner, 1911, 402ff; Bamler, 1911, 493ff; Flierl, 1929, 45ff). Leider gibt nur Bamler das Datum eines Festes an. Er berichtet vom letzten Kanifest der Tami zeitgleich mit einem Balumfest der Jabim um die Jahreswende 1895/96 (Bamler, 1900, 21). Dieses Fest wurde Ende des 19. Jahrhunderts bei den Tami nur selten, ungefähr alle 20 Jahre einmal ge-

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

feiert (Bamler, 1911, 495). Nach Lehner fanden die Feste abwechselnd im Gebiet der Jabim und der benachbarten Bukaua in Abständen von 10 – 18 Jahren statt (Lehner, 1911, 403), so dass tatsächlich kurz nach Ankunft der Neuendettelsauer Missionare und des deutschen Verwaltungspersonals ein Balumfest stattgefunden haben könnte, wie von Stössel erzählt.

Hier kann der Autor seinen Beruf als Missionar nicht verbergen, wenn er davon spricht, dass man den Frauen etwas weisgemacht hat, obwohl er später schreibt, dass die Leute wirklich selbst dran glauben. Schärfer noch formulieren andere Missionare, wie z.B. Bamler, der schreibt, dass jeder offen zugibt, dass die ganze Sache ein Schwindel sei (Bamler, 1911, 493), Zahn, der vom Beschneidungsfest der Jabim und dem ganzen damit zusammenhängenden Lügengewebe spricht (Zahn, 1911, 291), oder Flierl, der vom Betrug des Balum spricht (Flierl, 1929, 46).

Die Herkunft des im Folgenden verwendeten Begriffs „Bumbum" für Europäer ist nach Neuhauss ungeklärt und rührt nicht von der Verwendung von Schusswaffen her (Neuhauss, 1911-b, 417, Fußnote 2).

„Besuch bei den Bumbum

In der langen Zeit während des Geisterfestes, über ein Jahr war darüber vergangen, hat sich allerhand ereignet. Die Weißen sind in Salankaua immer mehr geworden. Sie haben Häuser gebaut mit chinesischen Zimmerleuten, denn man kann in dem erdbebenreichen Land nur Holzhäuser bauen. Den Leuten hatten sie ein großes Stück Land abgekauft und angefangen den Wald niederzulegen. Sie haben Kokosnüsse gepflanzt und andere, den Braunen unbekannte Kulturen angelegt, wie Sisalhanf, Kaffee, Kautschuk, Baumwolle, um Versuche zu machen, welche am besten gedeihen in dem Lande. Das Land war deutsche Kolonie geworden, wenn auch die Hoheitsrechte zunächst der Neuguinea-Kompagnie übertragen waren. Die Kolonie mit 240 864 km² wurde Kaiser-Wilhelmsland genannt. Bald war eine gewisse Zutraulichkeit zwischen den nahe wohnenden Eingeborenen und den Weißen entstanden. Junge Burschen traten in die Dienste der Weißen. Beile, Messer, Hobeleisen. Erdhauen, Streichhölzer, Salz und Perlenschmuck, auch Decken und Lendentuch waren bald sehr begehrte Artikel. Diese Weißen schienen unerschöpflich reich zu sein, so suchte man sie auch dann und wann zu bestehlen. Die abenteuerlichsten Geschichten wurden über diese Bumbum weitererzählt von Ort zu Ort. Am liebsten wollte man die fremden Geister selbst einmal sehen. Wer irgendwie Beziehungen hatte zu den Küstenbewohnern, der machte einen Besuch da drunten. Es ist ja im Umkreis der fremden Geister auch nun mehr Sicherheit, denn sie haben geboten, es dürfe niemand mehr erschlagen werden. Die Jabim-Leute wagten nur noch heimlich ihre Fehden auszukämpfen. Der kleine Binggo hat seinen Vater schon oft gequält, er solle doch auch einmal hinuntergehen und er wolle mit. Die Mosam-Leute [?] und die von Ciwe [?] waren auch schon drunten. Aber erst nach ein paar Jahren hat der Vater der Bitte nachgegeben und Binggo durfte mit nach Finschhafen. Für die Kamlaua-Leute nahm man einige Geschenke mit als Gegengabe für gastliche Aufnahme. In aller Frühe brach man auf, unterwegs machte man in Fifi [?] und Woning [?] Rast. Schon am frühen Nachmittag hatten die Leute Kamlaua erreicht. Alle, besonders aber der kleine Binggo, waren aufs höchste gespannt, nun das Dorf der Bumbum und diese selbst zu sehen. Noch am Tage ging man, geführt von den Kamlaua-Leuten, ins Dorf der Bumbum. Nicht bloß der kleine Binggo, auch alle alten Männer brachten die Daumenspitze nicht mehr aus dem Munde, als sie in die Nähe der Weißen kamen (sich auf die Daumenspitze beißen ist Ausdruck höchster Verwunderung). Was gab es da alles zu bewundern an den fremden Geistern, ihren Wohnstätten und ihrem ganzen Benehmen. Freundlich lächelten die Weißen den fremden

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

Bergmännern zu, als sie sie ängstlich und scheu herankommen sahen. Gleich bekamen sie auch einige Geschenke, Streichhölzer und etwas Salz. Die Deutschen hatten längst gemerkt, dass besonders das Salz der begehrteste Artikel der Inländer ist. Mussten sie sich doch auf weiten, von Feinden bedrohten Wegen das Salz, nämlich Meerwasser, holen und dafür die Küstenleute noch bezahlen. In Kriegszeiten war auch das nicht möglich, da brannte man salzhaltiges Holz und suchte mit der Asche etwas zu salzen. Gleich nahmen sie einige Körnchen dieses feinen, weißen Salzsandes auf die Zunge. Häuser, Tische, Stühle, Betten, Kochhaus mit Gefäßen, alles wurde bestaunt und bewundert. Da saß ein weißer Mann im Lehnstuhl und hatte ein Paket weißer Häute in der Hand. Immer wieder eine Haut umblätternd, schaute er dauernd in diese Haut hinein. Ein anderer hatte so eine weiße Haut vor sich liegen und fuhr mit einem kleinen Stock darauf herum, ganz unheimlich. Ja, die Kamlaua-Leute haben schon davon erzählt und sich den Kopf darüber zerbrochen, was es eigentlich mit dieser weißen Haut für eine Bewandtnis hat? – Es ist keine Baumrinde, noch Tier- oder Menschenhaut, aber in dieser Haut ist alles drinnen. Wenn so ein Bumbum etwas nicht weiß, dann schaut er kurz in so eine weiße Haut hinein, dann weiß er es. Der alte Boalu von Kolem hat gesagt, das sei eine Hexenhaut, man solle sie nicht anrühren, das könnte gefährlich sein. Auch wurden die Jungen ermahnt, diese Haut möglichst nicht mit bloßer Hand anzufassen. Darum trugen sie auch Briefe, die sie von einem Weißen zum andern trugen sollten, mit einer Holzzange. Es war Abend geworden. Scharf beobachtete man die Weißen, wie sie gemeinsam um Tische saßen und aus weißen Schalen mit glänzenden Werkzeugen aßen. Auch wie sie unter Knall eigenartige Flaschen öffneten, sich die darin enthaltene Flüssigkeit in durchsichtige Behälter gossen und tranken. Die Küstenbewohner, die das schon öfters beobachtet hatten, wussten auch schon Bescheid über diese unheimliche Flüssigkeit. „Das ist Bu tatu melonga, d.h. Wasser, durch dessen Trinken man verrückt wird, kurz Dummheitswasser genannt", sagte der Häuptling Awabali von Salankaua. „Wenn ihr wartet bis Mitternacht, dann werdet ihr sehen, wie die Bumbum erst lustig werden und dann melomelo, d. h. verrückt. Neulich saßen sie auch beieinander in ihrem Versammlungshaus bis nach Mitternacht. Da ist ein Massa, d. h. Meister, Herr, ganz verrückt geworden, ist umgefallen konnte nicht mehr gehen, da riefen sie seinen Diener, der hat ihn dann in sein Haus getragen, ausgezogen und ins Bett gelegt." Seltsame Sitten haben diese Bumbum. Das Essen ist vorüber, nun sitzen sie um den Tisch, haben so kleine, dünne, steife Blättchen, die schmeißen sie nacheinander auf den Tisch, dann zahlt einer dem anderen etwas. Die Blättchen werden wieder eingesammelt, einer verteilt sie wieder, dann werfen sie sie wieder nacheinander auf den Tisch. Da haben sie eine Ausdauer, lange, lange können sie da sitzen und sich so unterhalten. „Ja, wo kommt denn das Getränk her?", fragt einer der Bergmänner den Awabali – „Immer wenn ein großes Schiff kommt", antwortet er, „bringt es viele solche Flaschen mit. Wenn die Flaschen leer sind, werfen sie dieselben weg, dahinten liegt eine ganze Grube voll, die darf man alle mitnehmen. Aus der Grube haben die Bumbum Sand gegraben, diesen mit weißem Mehl gemischt, Wasser dran gegossen und Steine davon gemacht, auf denen ihre Häuser ruhen. Übrigens können einige unserer Burschen, die bei ihnen arbeiten, bereits ihre Sprache etwas, Pidginenglisch. Denen haben sie gesagt, sie seien gar keine Geister, sondern Menschen. Sie haben auch behauptet, unser Land sei nur eine Insel, es gebe aber große wirkliche Masam, d.h. Festländer, Erdteile, wo weit mehr Menschen wohnten als bei uns. Aus dieser ihrer Heimat Deisiland (Deutschland) kämen auch ihre Waren und Getränke. Auch hätten sie einen mächtigen Häuptling in Deisiland, der habe viele Krieger und große Macht und schütze nun auch uns und unser Land. Die zwei Schiffe (es waren die zwei Kriegsschiffe

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

Hyäne und Elisabeth), die da immer herumfahren, Wasser, Land und Buchten ausmessen, das seien zwei Kriegsschiffe ihres großen Häuptlings, den sie Kaisala (Kaiser) nennen. Dieser Kaisala habe befohlen, dass sie aufhören müssten, Menschen zu erschlagen, unser Land solle jetzt ein Friedensland werden." „Aber das geht doch nicht", meinte einer der Bergmänner, „wir können doch die erbärmlichen Zauberer nicht leben lassen, die würden sich dann überhaupt nicht mehr fürchten und alles verzaubern." – „Ja", entgegnete Awabali, „die Weißen sagen, unsere Zauberei sei auch Schwindel und Betrug und gar nicht Schuld am Tode. Krankheiten seien am Tode schuld und unsere Unwissenheit über diese Krankheiten, die man vielfach heilen könne. Besonders draußen bei Simbang an der Bubui-Mündung sitzen einige Weiße, die nennen sie Missionale. Die haben sich dort ein Haus gebaut und obwohl die Simbang-Leute ihnen den Platz beschmutzt und sie bestohlen haben, sind sie doch dageblieben. Jowani heißt ihr Führer, der geht immer in die Dörfer Simbang, Kolem und Goma [?], auch in Ginggala war er schon drunten. Bei diesen Besuchen hat er immer einen Bündel weißer Häute (Notizbuch) in der Hand und sucht alles, was die Leute sagen, in seine weiße Haut einzutragen. Erst haben sich die Leute sehr gefürchtet, weil sie meinten, er sei ein weißer Zauberer und treibe Zauberei, aber nun kann er schon soweit unsere Sprache sprechen, dass er den Simbang-Leuten erklärt hat, er wolle nur ihre Sprache lernen, die könne man auch schreiben und er schreibe unsere Sprache in sein Papia, so nennen die Bumbum diese weiße Haut, um sie zu lernen. Er und seine Freunde seien von Anutu (so nennen die Leute in ihrer Sprache den Schöpfergott) zu uns gesandt, um uns zu sagen, dass er uns nicht vergessen habe, sondern noch unser Anutu-Gott, sei. Dieser hat bei Simbang einen Lumpapia (eine Schule) gebaut und sucht die jungen Burschen der nahen Dörfer in diesem Lum täglich zu versammeln und da sollen sie auf Steinplatten schreiben lernen. Erst haben die Jungen nicht gemocht, sie meinten, das sei Unsinn und Unfug, weil sie alles immer wieder weglöschen mussten, aber jetzt merken sie, dass das wirklich eine Kunst ist. Sie können schon ihre Namen schreiben, besonders der Kaboeng von Ginggala, der ihn jetzt immer begleitet, hat schon viel gelernt. Ja wenn diese Jungen jetzt immer von der Schule heimkommen, dann zanken und streiten sie mit ihren Leuten und behaupten, dass unsere alten Anschauungen alle falsch seien. Die Jabim sind ganz aufgeregt und haben schon darüber gesprochen, ob es nicht besser wäre, man erschlüge sie oder jage sie davon. Aber wer kann es wagen, bei den Waffen, die diese Weißen besitzen, sie anzugreifen. Auch wäre es ja ein großer Schaden für uns, wenn sie wieder gingen, denn was haben sie uns doch alles gebracht an nützlichen Waren und Werkzeugen." Die Bergleute waren mit ihren Gastgebern unter diesen Gesprächen ins Dorf zurückgekehrt und waren ganz erschlagen von der Fülle von Eindrücken und den Erzählungen des Awabali. Nach unruhigem Schlaf war der neue Tag angebrochen und nochmals machte man im Dorf der Weißen einen Besuch. Für Hundezähne, Bananen und Süßkartoffeln kaufte man Streichhölzer, Salz und Hobeleisen, dann hielt man reiche Ausbeute an der Flaschengrube. Jeder nahm soviel Flaschen mit, als er konnte. Diese Flaschen waren nicht bloß geeignet, Wasser damit zu holen. Viel wichtiger war, dass man aus den dicken Flaschenböden Rasiermesser gewinnen konnte. Bisher hatte man Splitter von Obsidiansteinen, Sternschnuppensteinen, zum Rasieren benützt. Wenn es auch mit den scharfen kleinen „Glasmessern" noch eine sehr mühsame Geduldsarbeit war, sich zu rasieren und Haar um Haar trocken wegzuschneiden, so ging es doch besser als mit den Steinsplittern. Reich an neuem Wissen und Schätzen trat man den Heimweg an. Dem kleinen Binggo ging der Gedanke durch den Kopf, ich gehe auch einmal zu den Weißen und arbeite und verdiene mir etwas.

Wieder daheim musste man den Daheimgebliebenen viel erzählen. Tage- und nächtelang

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

ging die Unterhaltung nicht mehr aus. Dazwischen kam wieder neue Kunde vom Dorf der Weißen. Besonders aufregend war die Nachricht von neuen, mächtigen Schweinen, die das letzte Schiff ins Land gebracht hatte. Ein Mann von Sisi [?] war heraufgekommen und erzählte. Die Bumbum hätten den Küstenleuten schon vorhergesagt, dass das nächste Schiff große Schweine bringe (Das Schwein war ja bisher das größte Tier ihres Landes). Die Küstenleute waren alle am Strand versammelt und gespannt, die großen Schweine zu sehen, die ankommen sollten mit dem Schiff, das eben vor Anker lag. Mit mächtigem Ruck wurden diese großen Schweine (es waren Bullen und Kühe) ins Meer über Bord gestürzt. Sie schwammen dem Lande zu, nur der Kopf ragte aus dem Wasser. Als sie aber näher ans Land kamen, den Boden erreichten, und immer größer und größer aus dem Wasser tauchten, da ergriff die Jabim-Leute Schreck und Entsetzen. Sie flohen oder kletterten auf Bäume. Von ferne betrachteten sie diese Ungeheuer. Sie sahen, wie diese ganz ruhig und zahm gleich anfingen, in dem fetten Neuguineagras zu weiden. Und mächtige Jabo (Eberhauer) haben sie, nur nicht wie unsere Schweine im Maul, sondern an der Stirne. Auch zapfen die Weißen alle Tage ein paar Mal den „Schweinen" die Milch ab und trinken sie. Die Jabim-Männer haben gerade hinausgelacht, als sie Männer Milch trinken sahen, das tun doch bloß Säuglinge an der Mutterbrust. Dann haben sie noch größere Schweine ausgeladen, keine Bocsusu, Milchschweine wie die ersten, sondern ganz andere, die hatten keine Hauer (Hörner) die gaben keine Milch, aber man konnte sich draufsetzen und wurde von ihnen getragen. Da wussten sie sich zu helfen, sie nannten diese „Riesenschweine" „Wangbau", d.h. Landschiffe, also Schiffe, mit denen man über Land segeln kann. So haben sie dem Verfasser manchmal nachgerufen, wenn er durch ihre Dörfer ritt: „Wo segelst denn hin mit deinem Boot?" - Diese Boc Wangbau (Pferde) sind ebenfalls zahmer wie unsere Schweine. Der Häuptling Awabali hat sich neulich auf eines setzen dürfen und es trug ihn, ohne ihn abzuwerfen. Es ist einfach märchenhaft, was aus dem Land der Weißen alles kommt, das muss das reinste Wunderland sein.

Natürlich hat nun jeder den Wunsch, recht bald das Dorf der Weißen wieder zu besuchen, um diese Wunderschweine zu sehen. An Unterhaltungsstoff hat es nicht mehr gefehlt, wenn man gemütlich um die Feuerplätze saß. Ganz besonders tiefen Eindruck machte es auf die Leute, dass auch die Weißen krank wurden und starben. Da war eben die Frau des großen Kiap gestorben, (großer Kiap wurde der oberste Beamte der Regierung genannt. Dies war der erste Landeshauptmann Freiherr von Schleinitz, der bis zu dem großen Sterben 1891 seinen Sitz in Finschhafen hatte. Dort liegt auch seine Gemahlin auf dem Friedhof der Weißen begraben). Die Umwohner hatten schon Angst, sie könnten beschuldigt und vernichtet werden, aber es geschah nichts. Sie haben den Leichnam schön geschmückt in einen großen Kasten gebettet und der Missionale Jowani kam, hatte ein großes schwarzes Kleid angelegt, dann trugen sie im Zuge den großen Kasten reich geschmückt an ein Grab unter Palmen. Sie sangen eigenartige Lieder, der Jowani hat lange gesprochen, dann ließen sie die eingebettete Leiche ins Grab, sangen nochmals, der Jowani sprach wieder, machte mit der Hand ein sonderbares Zeichen über dem Grab. Dann füllten sie das Grab zu, legten Schmuck darauf und gingen alle wieder heim. Der große Kiap und seine Freunde haben geweint, waren sehr traurig, aber sonst ist nichts geschehen. Sie haben keine Totenklage gehalten, wie wir. Auch die Küstenleute waren sehr traurig, denn die weiße Frau war eine gute Frau gewesen, hatte die Leute gut behandelt und oft beschenkt. Damals wurde das Sterben in Finschhafen so groß, selbst der Arzt starb, dass schließlich 1891 die Regierung und die meisten noch lebenden Weißen Finschhafen verließen und nach Wilhelmshafen in der Astrolabe-Bai (Madang) übersiedelten. Bis schließlich das Reich selbst von der Neuguinea-Kompagnie die Verwaltung

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

übernahm und der erste Gouverneur seinen Sitz in Rabaul, auf der Gazellehalbinsel Neupommerns (Neubritannien) aufschlug. Dort ist dann auch unsere wundervolle, saubere, koloniale Hauptstadt entstanden, sogar ein botanischer Garten wurde angelegt. Grosse Handelshäuser wurden dort errichtet. Der Norddeutsche Lloyd verlegte hierher seine Hauptniederlassung der Südsee und baute eine große Landungsbrücke. Rabaul wurde Regierungs- und Handelszentrum der Kolonie."

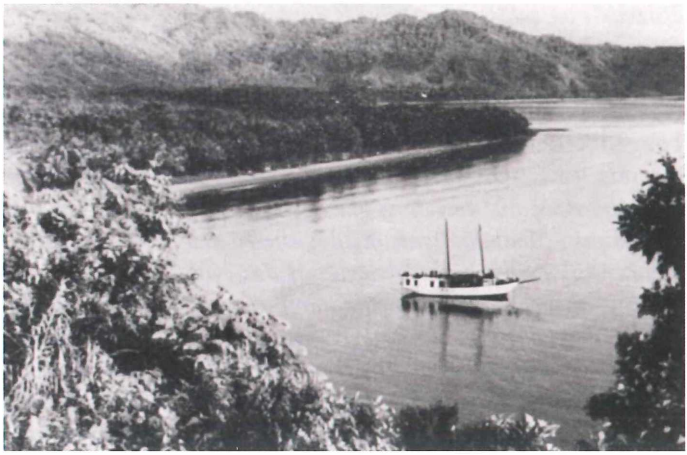


Abb. 12: Finschhafen um 1930 (aus Bilder Neuguinea-Mission, 1935/36).

Der „Besuch bei den Bumbum" findet noch vor 1891 statt, dem Jahr des ersten Umzugs des Verwaltungssitzes von Finschhafen nach Madang in der Astrolabe-Bay, verursacht durch eine Fieberepidemie.

Das beschriebene Verhalten der Deutschen im Bezug auf Alkohol lässt eher an Soldaten und zivile Angestellte der Neuguinea-Kompanie denken als an Missionare. Nach dem Umzug blieben nur die Neuendettelsauer Missionare zurück (Flierl, 1929, 37). Erst 1903 wurde von der Neuguinea-Kompanie wieder eine Station in Finschhafen eröffnet, und Finschhafen vom Postdampfer des Norddeutschen Lloyd regelmäßig angelaufen, so dass auch andere Weiße wieder hier lebten (Abb. 12).

Die Verwendung von Glas als Ersatz für Obsidian ist ein Beispiel für den bereits oben erwähnten Kulturwandel. Schließlich war Obsidian teuer zu bezahlendes Handelsgut, das durch die Handelsfahrten der Siassi und Tami aus Neubritannien herbeigeholt werden musste, während das Glas kostenlos eingesammelt werden konnte. Ein erster Grund für das spätere Zusammenbrechen des Handelssystems der Tami. (vgl. Harding, 1967).

„Ein Bumbum kommt auf den Berg.

Eine große Aufregung geht eines Tages durch die Dörfer um den Gekagalu: Der Missionale Jowani von Simbang ist auf dem Berge angekommen. Er will Land kaufen, ein Haus bauen und da bleiben. Schon einige Male hatten Weiße den 970 m hohen Berg erstiegen, aber dableiben wollte noch keiner. Aus allen Dörfern kamen Leute herbeigeströmt und versprachen dem Weißen, dass sie Wald schlagen und helfen werden, eine Station anzulegen. Mussten sie doch bisher immer ihre Tauschwaren bis Finschhafen schleppen, wenn sie eiserne Werkzeuge oder Salz kaufen wollten. Nun hatten sie Hoffnung eine recht nahe Bezugsquelle zu bekommen. Der Missionar Johann Flierl, von den Eingeborenen Jowani genannt, hoffte mit dieser Gründung einer Station auf dem Berge zugleich der ganzen Kolonie einen Dienst zu tun. Es sollte eine Erholungsstation werden und sie hat als solche von 1892 bis zum 2. Weltkrieg vielen Erholungssuchenden Kräftigung gewährt. Neuguinea ist ja an seinen feuchten tropischen Küsten ein malariareiches Land. Auf Sattelberg aber und noch höher hinauf gibt es nur wenig oder gar keine Malaria mehr, auch ist die Luft, wenn auch feucht, doch angenehm kühl.

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

Es war eine mühsame Arbeit, hier auf dem Berge, 7 km von Finschhafen entfernt, eine Station anzulegen. Notwendiges Baumaterial, wie Nägel, Türbänder, Wellblech zum Dach, einige Wassertanks zum Auffangen des Regenwassers, Fensterrahmen und Glas, musste von Eingeborenen auf den Berg getragen werden. Es kostete Mühe, die Leute dazu willig zu machen. Man suchte sich sowieso auf das Notwendigste zu beschränken und möglichst aus dem Urwald das Baumaterial zu gewinnen. Als Balken verwendete man einfach geschälte Rundhölzer, als Wandverschalung dienten roh behauene Bretter. Man spaltete Baumstämme und bearbeitete jede Hälfte mit Beilen und Dechseln zu je einem Brett. Ungehobelt wurden die Bretter dachförmig übereinander genagelt. Die Spalten und Fugen aber verkittete man mit Kitt aus geriebener Kreide mit Leinöl vermischt. Obwohl sehr urwaldmäßig, war alles den Verhältnissen und der Umgebung angepasst. Die deutsche Hausfrau, die bald ihren Einzug hielt, wusste alles so gemütlich und wohnlich zu gestalten, dass jedermann sich wohl fühlte, dem ein Ausruhen hier vergönnt war. Gleich im ersten nur zweiräumigen Hause hat selbst der Landeshauptmann sieben Wochen zur Erholung zugebracht und konnte gestärkt wieder in seinen Dienst zurückkehren. Forscher, Missionare und Beamte haben stets gerne auf dieser Erholungsstation geweilt. Besonders aber Europäerkinder, für die in späteren Jahren eine deutsche Schule mit deutscher Lehrerin erstand, haben sich hier wohl gefühlt. Der Missionar war natürlich vor allem der braunen Bevölkerung wegen gekommen, um ihr seine Botschaft auszurichten. Da musste er die Sprache der Leute lernen, denn in dem erbärmlichen Pidginenglisch kann man tiefe Gedanken nicht aussprechen. So hat der Missionar sehr bald sich einen Versammlungsraum geschaffen, der auch als Schule dienen sollte. Es wurde sogar noch ein gesondertes Schulgebäude errichtet, alles romantisch, buschmäßig, das leider später von modernen Tropenbauten ersetzt wurde und damit eigentlich dem Sattelberg sein Idyll nahm.

Von der Simbang-Schule her hatten die Leute schon gehört, wie dort die Jungen lernen und so waren bald auch hier junge Burschen willig in die Schule zu gehen. Schnell hatten sie lesen und schreiben gelernt. In der freien Zeit arbeiteten sie, um Felder zu bebauen und Früchte zu beschaffen für die Schüler, die auf dem Sattelberg in einer Art Internat weilten und nur selten ihre Dörfer besuchten; es kamen ja auch ihre Leute selbst häufig zu ihnen. Mehr als alles interessierte sie das, was der Lehrer ihnen in der Schule sonst noch erzählte. Da erfuhren sie, dass unsere Erde eine große Kugel sei und das entsetzliche Geheimnis wurde gelöst, wie es kommt, dass die Sonne, die doch abends im Westen verschwindet hinter den Bergen, am Morgen wieder im Osten aus dem Meer aufsteigt. In demselben Abstand, in dem sie bei Tage über Neuguinea zieht und leuchtet, wärmt und leuchtet sie zur Nachtzeit der anderen Hälfte der Welt, der Heimat der Weißen. Noch mehr aber ergriff die Jungen, was ihr Lehrer ihnen von Anutu sagte. Freilich war das zunächst alles recht unvollkommen. Dann und wann kamen große Missverständnisse vor, weil es doch Zeit in Anspruch nahm, diese Sprache, die auch erst wieder zur Schriftsprache erhoben werden musste, zu erlernen. Gespannt horchten die Schüler auf, wenn der Lehrer von der großen weiten Welt erzählte und den vielen Menschen und Völkern. Bilder, die zu diesem Zweck reichlich gezeigt wurden, fanden höchstes Interesse. Am meisten Mühe machte allerdings das Rechnen. Ein Schüler sagte einmal zu Keyßer: „Das Rechnen habe doch der Teufel erfunden." (siehe Keyßer, 1931). Da kam man von seinen 10 Fingern und 10 Zehen einfach nicht los. 5 ist eine Hand, 10 sind zwei Hände, 15 sind zwei Hände und ein Fuß und 20 ist ein ganzer Mann. Will man mehr zählen oder eine größere Zahl ausdrücken, dann sagt man, es sind ganze Männer, ganze Männer, ganze Männer, d.h. unzählige. Der Lerneifer der Burschen war groß und besonders der Binggo brachte es im Lesen und Schreiben zu großer Fertigkeit."

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

„Ein Bumbum kommt auf den Berg" beschreibt die Gründung der Sattelbergstation der Neuendettelsauer Mission im Jahre 1892 (Abb. 13). Dabei übergeht der Autor die von ihm nicht erlebte schwierige Anfangszeit, wie sie bei Flierl oder Keyßer nachzulesen ist (Flierl, 1929, 35f; Keyßer, 1959, 6f), beschreibt dafür aber die Situation zu Beginn des 20. Jh..
Die frühe Entscheidung der Missionare, die Landessprachen zu erlernen, befähigten sie zu sehr viel direkterer Einflussnahme als die Verwendung einer Lingua franca wie Pidgin-Englisch. Die Bezeichnung erbärmlich ist wohl in dem Kontext zu verstehen, dass in die Zeit von Stössels Aufenthalt von 1911 bis 1922 die Besetzung Deutsch-Neuguineas durch die Australier 1915 und die Übernahme der Provinz als Mandatsgebiet des Völkerbundes 1919 fiel. Die neu angekommenen australischen Verwaltungsbeamten, darunter viele Teilnehmer des ersten Weltkriegs und somit zwei Jahre zuvor noch Gegner, konnten keine einheimischen Sprachen, so dass sie gegenüber den Missionaren ein Misstrauen entwickelten, das sicher auch erwidert wurde (vgl. Missionsbericht 1926, 11). Die Neuendettelsauer Mission musste ihre Leitung 1919 an US-amerikanische und australische lutherische Kirchen abgeben, konnte aber durch die weiterhin in Neuendettelsau durchgeführte Ausbildung von Missionaren, auch solchen aus den USA und Australien, entscheidenden Einfluss behalten und bekam schließlich 1932 die Kontrolle über die Finschhafener Mission zurück. Die Folge war die Internierung fast aller ihrer Missionare für die Zeit des 2. Weltkriegs (Flierl, 1929, 84ff; Nelson, 1978, 200).

„Seelenglaube der Eingeborenen auf Neuguinea

Menschenfresser und Seelenglaube, wie reimt sich das zusammen? Haben denn Menschenfresser überhaupt einen Glauben? Der oberflächliche Beobachter könnte diese Frage verneinen. Denn dadurch, dass der Papua Menschenfresser ist, stellt er doch den Menschen dem Tiere gleich, das ebenfalls dem Menschen als Nahrung dient. Dem Forscher wird es aber recht bald klar werden, dass der Braune Neu-

Abb. 13: Sattelbergstation um 1920 (aus Keyßer, 1929).

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

guineas sein ganzes Leben aus Glauben lebte. Allenthalben stößt man auf den Glauben:

Da haben wir eine weite Wanderung in der heißen Tropensonne hinter uns und kommen an den reißenden Fluss Orowa, den wir überschreiten müssen, aber ohne Brücke und Kanu. Wir werden von einer Anzahl Leute geführt, die unweit des Flusses wohnen und diese werden uns schon über den Fluss helfen. Aber als wir uns dem Flusse nähern, verweigern diese Einheimischen jede Antwort. Je mehr wir fragen und auf Antwort drängen, desto ängstlicher werden sie. Sie schwitzen vor Angst. Nur durch Zeichen geben sie Antwort. Wir merken, dass es irgendeine religiöse Bewandtnis haben muss und schweigen, uns mit der Zeichensprache zufrieden gebend. Je zwei Reihen, wo einer den andern gegen den wilden Anprall des Wassers stützt, müssen wir den Strom überqueren und sind alle mitsamt dem Gepäck glücklich hinüber gekommen, keiner fehlte. Als wir uns vom Fluss entfernten, atmeten die Männer auf und wurden wieder gesprächig. „Na, da habt ihr Glück gehabt", begann ihr Anführer, „dass wir alle da sind! Habt ihr das nicht gewusst, dass in dem Fluss ein gefährlicher großer Geist wohnt, und wenn man den Fluss überschreitet, darf man nichts reden, sonst wird man von dem Geist fortgerissen und ins Meer hinaus mitgenommen. Aber wir haben es schon gehört, die Weißen haben einen stärkeren Gott, der sie gegen alle Geister schützt. Wären die Weißen nicht dabei gewesen, dann würden bestimmt jetzt einige fehlen." „Ach was", sagte einer meiner Begleiter, „das ist ja Unsinn, da wohnen doch keine Geister. Wenn etwas passiert wäre, dann wäre das reißende Wasser und wir selbst schuld gewesen und nicht ein Geist, der im Wasser wohnt!" „Nein, nein, das müssen wir doch besser wissen, unsere Urväter haben es schon gewusst und uns überliefert. Erst neulich haben zwei unserer Frauen über dem Fluss Bananen holen wollen, und die geschwätzigen Weiber haben bis in die Nähe des Flusses geplaudert. Da wollten sie den Fluss überschreiten, aber kaum waren sie im Wasser, da packte sie der wild gewordene Geist und riss sie mit ins Meer hinaus, wo sie von Haien und Krokodilen gefressen wurden. Immer, wenn einer der Unseren im Fluss umkam, dann konnten wir einwandfrei feststellen, dass der oder die Betreffenden die Vorschrift übertreten haben, in der eigenen Sprache kein Wort zu reden in der Nähe des Flusses."

Bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten merkt auch der Europäer etwas vom Vorhandensein eines Glaubensgutes bei den Papuas. Es erscheint zunächst wieder als ein Widerspruch in sich selbst, wenn ich sage, der Glaube dieser Menschenfresser geht sogar über den unseren hinaus. Während wir Europäer zwar von einer „Seele" reden und an sie glauben, so ist das doch für die meisten eine sehr zweifelhafte und undefinierbare Sache. Nur die Christen mögen an eine persönliche Seele glauben, die weiterlebt. Die Frage, ob sie nicht mit dem Leibe auch aufhört zu existieren und in der sogenannten Auferstehung wieder erweckt werden wird, ist bei den Theologen noch umstritten. Der Papua aber glaubt, der Mensch sei nach Leib und Seele unsterblich. Dieser Glaube wird nicht erschüttert trotz des Sterbens, Mordens und Menschenfressens! Ja, für ihn gibt es keinen natürlichen Tod, daher auch keine Krankheit als Todesursache. Jeder Todesfall ist für den Papua die Folge eines Verbrechens und wenn nicht ein Mörder mit der Waffe der Schuldige ist, dann muss es ein Zauberer sein, der durch seine unheimliche Kunst den Tod herbeiführte durch Vertreibung der Seele aus dem Leibe. Der Mensch hat eine unsterbliche Seele und diese lebt weiter, wenn der Mensch stirbt. Sie wandert mit dem Sterben des Menschen gleichsam aus dem Menschendorf ins Seelendorf. Dort im Seelendorf wohnen alle Seelen der verstorbenen Stammesgenossen beieinander. Sie nehmen auch noch Anteil an dem Leben der im Menschendorf zurückgebliebenen, können diesen sogar nützen oder schaden. Die Seele ist aber gewöhnlich für die Menschen unsicht-

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

bar, doch kann sie sich sichtbar machen, wenn sie will.

Um diesen Seelenglauben dreht sich nun das ganze Leben der Leute, er ist von ungeheurer Bedeutung. Schon beim kleinen Kind muss man acht haben, dass man die Seele nicht erschreckt und aus dem Leibe vertreibt. Die Seele kann zum Verlassen des Leibes veranlasst werden durch Waffen oder durch Zauberei. Die Seele selbst hat genau die Gestalt des Leibes mit allen Merkmalen, selbst Kleidungsstücken, die mit beseelt sind, nur dass sie eben für gewöhnlich nicht mehr sichtbar ist. Viele behaupten, die Seelen Verstorbener wiederholt gesehen zu haben. Sie lassen sich das in keiner Weise ausreden. Die Leute behaupten, wenn die Seele den Leib verlässt, dann gehe sie noch an all die Plätze, wo sie im Leibe gerne weilte, bevor sie endgültig ins Seelendorf ziehe.

Das veranlasste einige naseweise Seminaristen des eingeborenen Lehrerseminars zu folgendem Versuch: In einem nahen Dorf war ein Mann gestorben. Schnell begaben sich die drei Burschen hinaus zum Felde des Verstorbenen und legten sich im Busch auf die Lauer, so dass sie das Feld überblicken konnten. Da lagen sie voller Spannung. Als es zu dämmern begann und der Abend niedersank, sahen sie plötzlich den Verstorbenen in seiner früheren Gestalt, selbst sein Kniebeil auf der Schulter, im Felde gehen und jammern. „Joè jogo gi, joè jogo ging", so jammerte er dauernd. (d.h. O meine Sachen, Früchte, o meine Sachen! Es waren nämlich keine Früchte mehr da, weil man sie alle abgeerntet hatte zu seinem Totenmal). Den Dreien wurde es siedeheiß in ihrem Versteck. Da kam ein Jäger durch den Wald, dessen Hund sprang voraus und tat am Waldrand einen Beller. Darauf verschwand die Seele des Verstorbenen blitzartig. Schweißtriefend kamen sie heimgerannt und verkrochen sich erst sprachlos in ihre Hütten. „Der weiße Lehrer hat immer behauptet, das sei bloß Selbsttäuschung und Einbildung. Die Furcht zaubere uns diese Geisterbilder vors Auge, aber es sei lauter Lüge was darüber an Geschichten erzählt werde. Nun haben wir uns selbst überzeugt und haben alle Drei die Seele des Verstorbenen gesehen, da war eine Täuschung ausgeschlossen", sagte Milinu, alle stimmten zu.

Übrigens erzählte Quaise neulich, dass der Lehrer Ngobinggo auch neuerdings ähnliches erlebt habe. Er hielt Schule in Pola (Abb. 14), *seine beiden Onkel lagen schwer krank, der eine in Goma [?], der andere in Simbang. Beide fühlten ihre letzte Stunde nahen und wollten Ngobinggo, ihren Neffen, nochmals sehen. Ein Bote rief den Lehrer ans Sterbebett der Beiden. Ngobinggo machte sich gleich auf den Weg zu seinen Onkeln. Als er durch die Grasfläche ging, die sich an die Pola-Pflanzung anschließt, da sah er ganz deutlich seine beiden Onkel im hohen Gras gebeugt stehen. Der Weng stützte gebeugt seine Ellenbogen auf seine Knie und der Bamuki stützte sich auf den Weng. Dem Ngobinggo wurde ganz sonderbar zu Mute. Er ist doch wahrhaftig kein Furchthase, aber er schwitzte vor Laufen und Erregung. Als er sich wendete und zurücksah,*

Abb. 14: Missionshaus in Pola, Finschhafen (aus Bilder Neuguinea-Mission, 1935/36).

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

standen beide noch da in derselben Stellung. Gleich darauf langte er im Dorfe Goma an und man sagte ihm, dass der Onkel eben gestorben sei, gleichzeitig war auch der in Simbang gestorben.

„Also wieder ein neuer sicherer Beweis, dass unsere Alten Recht haben und uns keine Lügen erzählten. Da kann der Weiße behaupten, was er will, wir wissen, dass die Seelen leben und Gestalt haben". Es gab darüber noch eine scharfe Auseinandersetzung mit dem weißen Lehrer, aber im Grunde blieben sie bei ihrer Überzeugung.

Dieser Seelenglaube beeinflusst und durchdringt das ganze Leben der Leute. Da alle Dinge mit denen der Mensch in Berührung kommt von seinem Seelenstoff durchdrungen sind, so hat man ungeheuer achtsam zu sein, damit man seiner Seele nicht schadet, sie nicht in Gefahr bringt. Das kann sehr einfach geschehen. Man hat einen heimlichen Feind, der es nicht will noch wagt seine Feindschaft offen zu zeigen. Der sucht irgendetwas in die Hand zu bekommen, was Seelenstoff des Gehassten in sich trägt. Zum Beispiel er hat weggespuckt und die Spucke offen liegen lassen, hat an einem Knochen genagt und den weggeworfen, eine Banane gegessen und die Schale weggeworfen. In all diesen Dingen aber ist von ihm Seelenstoff und wenn diese Seelenstoffträger vom Feinde aufgenommen und einem Zauberer gebracht werden, dann kann dieser den, von dem der Seelenstoff stammt, verzaubern. So hat man ständig über seine Seele zu wachen und muss alle Dinge, mit denen man in Berührung kam, sorgfältig verbergen, vergraben oder ins Meer versenken. Ja, es gibt gefährliche Zauberer, die sich ganz heimtückisch Seelenstoff zum Verzaubern verschaffen. Wenn es Abend wird und durch das Niedersinken der Sonne der Mensch einen langen Schatten wirft, so versteckt sich solch ein Zauberer in der Nähe des Weges im Busch. Geht jemand vorüber und sein weithin fallender Schatten huscht am Versteck des Zauberers vorbei, dann schießt dieser schnell einen kleinen Pfeil in den Schatten, denn der Schatten gilt als Schattenseele. Wenn der Schattenträger längst vorübergegangen ist, zieht der Zauberer den Pfeil aus dem Boden. Wie nun an einem Messer, mit dem man ein Lebewesen gestochen, Blut klebt, so muss an dem Pfeil Seelenschattenblut kleben. Darum schabt der Zauberer die Pfeilspitze ab und benützt das Abgeschabte zum Verzaubern desjenigen, von dessen Schattenseele es stammt. So ist die Seele dauernd umdroht von Gefahren und man muss viel mehr auf der Hut sein vor diesen heimlichen Feinden als vor offenen, gegen die meist die ganze Sippe Stellung nimmt. Heimliche Feinde kann man auch in der eigenen Sippe haben. Immer wieder fließt Bruderblut, wenn nicht immer durch die Hand des Bruders, so durch seine Mithilfe oder Zulassung.

Nun gehen die Seelen beim Verlassen des Körpers nicht in unendliche Fernen, sondern sie gehen ins Seelendorf. Jeder Stamm, jede Sippe hat ein oder mehrere Seelendörfer. Fast unzugängliches Urwalddickicht, Berghänge, Felsenklüfte oder unheimliche kleine Seen, auch Berggipfel und Schluchten werden von Seelengeistern bewohnt. Diese Seelendörfer dürfen Menschen nicht betreten. Es ist aber nicht so, dass man die Geister der Verstorbenen los ist, wenn sie im Seelendorf angekommen sind. Diese Seelen verlassen das Seelendorf besonders des Nachts und machen alles unsicher. Schon auf dem Weg zum Seelendorf sind die Geister gefährlich. Wenn eine aus dem Menschendorf weichende Seele einem Menschen begegnet und schaut diesem scharf ins Gesicht, so muss der Angeschaute auch sterben. Seine Seele wird mitgenommen ins Seelendorf. Darum, liegt jemand im Sterben, so hütet man sich selbst und die Kinder, im Dorfe oder auf den Wegen herumzulaufen, denn da könnte man der entweichenden Seele begegnen und das Unglück wäre geschehen. Die Geister der Verstorbenen kümmern sich noch um die Hinterbliebenen, nehmen Anteil an ihrem Ergehen, können nützen und schaden. Besonders von den großen Ahnengeistern hängt das Gedeihen der Felder ab. Deswe-

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

gen gilt das Feldopfer und Gebet diesen Geistern, wie an anderer Stelle schon gesagt wurde. Die Seelen verstorbener Krieger ziehen mit den Lebenden in den Krieg und kämpfen mit, sodass der Ausgang des Kampfes nicht allein von den sichtbaren Kämpfern, sondern noch mehr von den unsichtbaren abhängt. Auch bei Jagd- und Fischfang nimmt man die Hilfe der Geister der Verstorbenen in Anspruch.

Der Verfasser kam einmal an die Lepsiusspitze zu den Singerkai und hatte folgendes Erlebnis: Schon vor einem Jahr hatte er den Häuptling Kaninggo zum Frieden halten verpflichtet, ja ihm gleichsam die Verantwortung auferlegt für den Frieden. Ein alter Tropenhut war das Unterpfand, den er stolz trug. Nun war aber dem stolzen Häuptling eine seiner beiden Frauen gestorben und es wurde ein Nachbarstamm am Mittellauf des Orowa beschuldigt, dass er die Frau verzaubert habe. Der dort wohnende Zauberer hat es getan, aber die Blutrache wendet sich gegen den ganzen Stamm. Nun war der Häuptling eben dabei, den Rachezug vorzubereiten und mein Besuch war ihm außerordentlich ungelegen. So war er aus dem Dorfe entwichen in eine entfernte Feldhütte, damit ich ihm nicht begegnen sollte. Aber der schlaue Fuchs sollte mir nicht entweichen. Noch am Abend brach ich auf, um ihn in seiner Feldhütte aufzusuchen und sein Gast zu sein. Nach einem Marsch von einer halben Stunde durch Busch, Zuckerrohr und Tarofelder kamen wir an seine Hütte, von mehreren Hütten umgeben. Es war schon mehr ein Nebendorf und seine Hütte glich fast einem richtigen Männerhaus. Es mochte ihm sehr unangenehm sein und er fühlte wohl schon, dass es mit seinem Kriegsrachezug nichts werden wird.

Ich hatte mich in seinem Hause niedergelassen, mir eine Zigarre angezündet und ein längeres Schweigen folgte. Der mächtige Häuptling saß mir gegenüber. Natürlich nicht auf einem Stuhl, sondern die Beine übereinander geschlagen hockte er da, notdürftig nur gekleidet, um die Lenden seinen Lendengurt mit deckendem Bausch hinten und vorn. Ein kräftiger Mann mit breiter Brust, gewaltigen Muskeln an Beinen und Armen, die eine schwere Keule zu schwingen und einen straffen Bogen zu spannen vermochten. Einen ausgeprägten Papuakopf, aus dem zwei braune funkelnde Augen fast raubtierartig stachen, eine breite Nase, deren Mittelwand durchlöchert war, mit Nasenpfeil und Hundezähnen verziert. Die durchlöcherten Ohrenlappen hingen bis auf die Schulter herab und sein struppiges Haar war durch aufgeschmierten Rötel zu Zoten geballt und geringelt. Beine und Arme noch mit allerhand Zierrat geschmückt, von Perlmutter oder Hundezähnen gemacht. Der besondere Stolz und Reichtum aber waren die zwei mächtigen Eberhauer, die er um den Hals trug. Der Mann machte sich mit einer kleinen Mulde zu schaffen, die er vor sich hatte, offenbar um mich ganz von dem Gedanken seines Krieges abzulenken. Er legte etwas Bolom, ein Kuchen aus Taro und Kokosnuss gemacht und Hochgenuss für die Braunen, hinein, tat eine Betelnuss dazu, etwas Muschelkalk, dann noch ein paar Bananen und eine Zigarre. So stellte er das Ganze auf den Längsbalken, auf dem die Dachbalken ruhten und murmelte einige Worte.

Die Worte waren gleichsam ein Gebet. Die Mulde mit Inhalt eine Opfergabe an die Geister. Das Gebet hatte folgenden Inhalt: „Ihr Geister meiner Väter, hört ihr, ich habe hier für euch ein Opfer hergestellt, nehmt es an und seid morgen bald auf. Ich will eine Jagd veranstalten, habe meine Freunde schon dazu eingeladen. Treibt mir das Wildbret in mein Jagdrevier, damit wir reiche Beute erlangen und ich Ehre einlege bei meinen geladenen Gästen. Wenn ihr lässig seid, sollt ihr kein Opfer mehr erhalten."

Dann setzte er sich nieder, blies seine Zigarre neu an und langsam begann unsere Unterhaltung. „Deine Frau ist gestorben, das macht auch mein Herz schwer", begann ich, „hat sie mir doch vor einem Jahr noch so gute Taro gekocht und mich aufmerksam bewirtet. Was hat ihr denn gefehlt, dass sie so schnell

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

starb?" Der Häuptling drehte seinen Kopf in Richtung der Beschuldigten und sagte: „Wer wird schuld sein, verzaubert haben sie's!" „Ist ja Unsinn, habe euch schon oft gesagt, die Zauberei ist machtlos, aber ihr glaubt es immer nicht. Wie mir schon Golo gesagt hat, hatte sich deine Frau beim Muschelsuchen im Sturm und Regen erkältet, schonte sich nicht und bekam Lungenentzündung. Daran starb sie, aber nicht an Zauberei. Eure Zauberer können gar nichts." „Es kann sein, dass die Zauberer gegen euch machtlos sind, aber gegen uns wirkt ihr Zauber!" „Nein, an euerm Aberglauben und an eurer Dummheit sterbt ihr, aber nicht an der Zauberei. Lasst euch doch belehren, ich kenne ja die Krankheit ganz genau." Ich appellierte an sein Versprechen den Frieden zu wahren, auch wenn nun seine eigene Frau die Blutrache fordere. Es sei eine neue Zeit und neue Erkenntnis angebrochen. Da sei es keine Schande, wenn die törichte Blutrache unterbleibt.

Es war eine lange Abendunterhaltung, in der beide Teile lernten. Der Kriegszug unterblieb. Während dieser Unterhaltung hatte der Häuptling immer wieder nach seinem Opfer geschaut. Schließlich war er ganz befriedigt weggegangen. Einige große Ameisen hatten den Weg hinauf in die Mulde gefunden und in ihnen vermutete er wohl die Geister der Ahnen, die das Opfer angenommen hatten. Nun konnte er eine gute Jagd erwarten und das erfüllte ihn mit tiefer Befriedigung. Spät in der Nacht legten wir uns auf unser hartes Lager in der Hütte zu unruhigem Schlaf.

Auch beim Fischfang sind die Seelen der Verstorbenen wirksam. Sie können die Fischgründe entvölkern oder Fischreichtum zuführen. Darum werden sie dauernd mit Opfern bedacht und von Fachzauberern angerufen. So hat der Zauberer, der seinen Jagd- oder Fisch- und Feldzauber oder Regenzauber macht, eine religiöse Funktion, eigentlich die Funktion eines Priesters, wie in anderen Religionen. Unser Leben hängt von dem Gedeihen der Früchte des Feldes und Gartens ab und das ist dort bei den Naturmenschen noch stärker der Fall. Während bei den Kulturvölkern Europas schon der größere Teil der Menschen nicht mehr direkt von der Scholle abhängt, sondern in Städten wohnt und seinen Nahrungsbedarf auf dem Markt und im Laden holt, gibt es das bei den Naturvölkern nicht. Alle bauen sie ihre Felder und leben von ihren Feldern. Diese Felder aber bedürfen Regen und Sonnenschein zur rechten Zeit. Wenn es 14 Tage nicht regnet und die heiße Tropensonne brennt in die Felder, dann wird alles trocken. Noch längere Trockenheit wird für die Felder schon gefährlich. Wenn dann wochenlang kein Regen mehr fällt und der Himmel wie verschlossen scheint, dann wird nach der Ursache gefragt und wieder kommt man auf die Geister der Verstorbenen, die man irgendwie gekränkt hat und nun lassen sie alles verbrennen. Da muss man sie wieder versöhnen.

Nicht nur der Regenzauberer sucht sie unablässig zu beeinflussen, nein, die ganze Männerschaft des Dorfes muss die Geister umstimmen helfen. Das geschieht durch Tanz. Es muss Tag und Nacht ununterbrochen getanzt werden zu Ehren der Geister. Die Tanztrommel darf nicht mehr schweigen bis es wieder regnet. Die Männer haben sich in drei Gruppen eingeteilt und tanzen abwechselnd ununterbrochen viele Wochen lang, eine wahre Plage. Erst wenn wieder Regen fällt und alles wieder grünt, verstummt der Tanzlärm.

Dass dieser Seelen-Geisterglaube dann der Märchenbildung über Geistererscheinungen Tür und Tor öffnet, sei nur erwähnt. Schlotternde Furcht vor Geistern, besonders bei den Frauen und der Jugend ist die Folge. Wenn es dunkel wird, dann erschreckt jedes Rauschen eines Blattes. Jede Bewegung eines Tieres oder Nachtvogels mit Geräusch muss ein sich herumtreibender Geist gewesen sein.

Kaum war ich im Lande Neuguinea angekommen, da sollte ich von dieser Geisterfurcht ein Beispiel erleben. Am Abend, als wir Europäer beim Essen saßen, war draußen im Jungenhaus, wo Schüler und Arbeiter der Station

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

hausten, ein großer Lärm. Alle schrieen, als sei ihr Haus überfallen worden. Was war geschehen? Ein paar Nachtvögelchen flogen von einem Baum auf, nahe des Jungenhauses und ein paar Jungen schrieen entsetzt, „das waren Geister". Alles stimmte ein: „Geister, Geister" und zitterte, sich in die Hütten verkriechend. Nur langsam ließen sie sich beruhigen.

Auf einer Forschungsreise im weiten Inland konnten wir sogar feststellen, dass die Zauberer zu ihrem finsteren Werk ihren Seelenstoff in Exkrementen und Urin der Menschen suchen. So müssen die Leute dort selbst diese Dinge so sorgfältig wegräumen, dass die Zauberer und ihre Gehilfen nicht daran können. Man hat daher brunnentiefe Gruben gegraben, diese mit Muldenartigen Dielen überdeckt, die nur ein kleines rundes Loch in der Mitte haben zum Durchlassen der Exkremente.

Das ganze Leben ist also umdroht und abhängig von den Geistern der Verstorbenen. Ihnen gilt daher auch der religiöse Dienst in Tanz, Gebet und Opfer."

Der „Seelenglaube der Eingeborenen auf Neuguinea" wird von Stössel mit vielen persönlich erlebten Beispielen erzählt. Ab diesem Abschnitt berichtet er nun nicht mehr über Geschehnisse, die z. T. schon Jahrzehnte vor seiner Ankunft stattgefunden haben, sondern über selbst Erlebtes und Gesehenes. Trotz der schon zahlreich bekannten Berichte über den ursprünglichen Glauben, über die Seele und über Zauberei bei Papuavölkern, ergänzt jede weitere Schilderung unser Bild dieser Religionen von schriftlosen Gesellschaften.

Sehr widersprüchlich erscheint das Phänomen der Menschenfresserei. Als Vorurteil war es in der Kolonialzeit weit verbreitet, ohne dass jedoch ein Autor jemals davon berichtet hätte, selbst den Verzehr von Menschenfleisch beobachtet zu haben. Bestimmte kultische oder im Zusammenhang mit der Behandlung von Feinden auftretende Ereignisse und Erzählungen ließen die Autoren auf Kannibalismus schließen. Nur zwei kolonialzeitliche Quellen seinen hier erwähnt:

Otto Finsch bemerkt an der Nordküste der Huon-Halbinsel „nirgends nur die leisesten Anzeichen von Kannibalismus" (Finsch, 1888, 131). Dies ist auch kein Wunder, verließ er doch kaum das Deck seines Dampfers (Harding, 1967, 191). Neuhauss macht auf dem Hügel Logaueng bei Finschhafen Ausgrabungen und findet menschliche Knochen. Da alle Knochen zerbrochen sind, fand daher „offenbar" eine Kannibalenmahlzeit statt (Neuhauss, 1911-a, 145f). Er zitiert ansonsten die von ihm um Beiträge gebetenen Missionare der Neuendettelsauer Mission, die wiederum aus Berichten von Papuas auf Kannibalismus schließen (Neuhauss, 1911-a, 267f; Keyßer, 1911, 20f, 67, 131; Zahn, 1911, 308, Lehner, 1911, 444).

Folgt man neueren Beurteilungen der Quellen, so könnte Kannibalismus eine Erscheinung sein, die viel mit Propaganda und wenig mit der Wirklichkeit zu tun hat. Nach Heidi Peter-Röcher gab es außer Hungerkannibalismus und dem Kannibalismus krankhafter Einzelindividuen nur gesellschaftlich akzeptierten Kannibalismus in Form von symbolischen Handlungen und Gedankenmodellen (Peter-Röcher, 1998, 154ff). Sie weckt mit vielen Beispielen und Zitaten Zweifel an weltweit und zu allen Zeiten auftretenden Berichten über Kannibalismus und findet Gründe für ihre Entstehung.

Unbestritten fand in Neuguinea Kopfjagd statt. Schädeltrophäen sind bekannt, teils sogar in Museumsmagazinen gelandet. Ebenso weiß man von Bestattungsriten, die z.B. die Entnahme des Gehirns eines Verstorbenen notwendig machten, oder zu einem Ausgraben der bereits bestatteten Leiche führten, um die Knochen des Verstorbenen zu bergen. Der Beitrag Stössels, auch wenn er erst 1955 abgeschlossen wurde, steht hier sicher noch in der kolonialzeitlichen Tradition.

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

„Krankenbesuche bei allerhand Kranken.

Eine vernünftige Gesundheitspflege oder hygienische Vorbeugung gegen Krankheiten kennt der Papua nicht. Wenn wir auf dem Gebiet uns umsehen, stoßen wir sogleich wieder auf die Geister und Zauberei. Alle Krankheiten werden auf diese beiden Mächte zurückgeführt. Bald erfahren die Leute in den näher gelegenen Dörfern die Kunde, dass ein Dota (Doktor, Arzt) angekommen sei und da bleibe und schon werde ich zu den ersten Kranken gerufen.

In Goma [?] liegt ein Kranker, er hat eine Kamoc, eine große Wunde am Bein. Ich besuche den Kranken. Er sitzt stumpfsinnig in seiner Hütte am Feuerplatz. Mit einem Laubwedel jagt er die Fliegen fort, die sich dauernd auf seiner Wunde am Bein niederlassen wollen. Diese Wunde am linken Bein ist durch Räuchern am Feuer mit einer krustigen trockenen Schicht überdeckt. Sobald ich mit der Pinzette diese Schicht zu entfernen beginne, stellt sich heraus, dass eine ungeheure, fressende Wunde voller Maden und Eiter darunter verborgen ist und einen Geruch verbreitet, der uns fast auf den Rücken werfen will. Nach langer mühsamer Arbeit mit Löffel, Pinzette und Schere komme ich endlich auf das noch gesunde Fleisch am Bein. Ganze Muskelteile sind schon total zerstört, teils nur noch Sehnen vorhanden und der nackte Knochen liegt da. Tief hatten sich die Maden eingebohrt und bohrten immer weiter. Nun ätzte ich die ganze Wundfläche aus und legte einen Verband an, belehrte den Mann, dass das alle Tage geschehen müsse, damit die Wunde heile, denn mit Zauberei habe diese Wunde gar nichts zu tun. Es handelte sich in diesem Falle um den so genannten Phagedämismus tropicus, *bösartige, fressende Wunden, die sehr schwer zu heilen sind. Jahrelang sitzen die Leute oft herum, wenn keine ärztliche Hilfe vorhanden, können nicht arbeiten und sind durch ihren Gestank eine Last für die Angehörigen.*

In Mange saß so ein Kranker viele Jahre. Er konnte nicht mehr gehen und musste dort, wo er saß durch ein Loch im Fußboden seiner Hütte seine Exkremente entleeren, was einen weiteren Fliegenherd und Quelle des Gestankes bildete. Einige Male hatte man ihm schon eine neue Hütte gebaut, ihn mit Stäben auf eine neue Matte gewälzt und in die neue Wohnstätte getragen. Anrühren mochte ihn niemand mehr, so Ekel erregend wurden seine Wunden am ganzen Körper. Nur das Essen schoben ihm seine Angehörigen noch in die Hütte. Als nun auch diese neue Hütte so verpestet war, dass man es kaum noch in ihrer Nähe aushalten konnte, haben sie sie angezündet und mitsamt dem Kranken verbrannt. Man konnte das den Leuten wirklich nicht verargen, sondern muss sich nur wundern, dass sie so lange damit gewartet haben.

Auf einer Tour traf ich bei einem Urwalddorf eine Feldhütte. Dort lag der Häuptling Ibo an solch einer Wunde schon jahrelang. Die Frau und eine Anzahl Kinder weilten bei ihm, hatten sich einigermaßen an das Zusammenleben mit dem Kranken gewöhnt. Seine Frau hielt auch den Platz so rein, dass es zum Aushalten war. Diesen Patienten ließ ich mitsamt der Familie auf meine Krankenstation schaffen. Dort konnte er mit der Familie auf seine Art in einer Hütte wohnen und täglich von mir behandelt werden. Es stellte sich sehr bald heraus, dass das Schienbein schon sehr stark in Mitleidenschaft gezogen war. Der Knochenfraß hatte es so zerstört, dass der Mann beim Auftreten zusammenbrechen musste. Es blieb in diesem Fall nichts anderes übrig, als das Bein abzunehmen. Selbst zimmerte ich dem Mann eine Krücke und damit konnte er wieder gehen. Allerdings lebte der Mann nicht mehr lange. Er starb an einer inneren Erkrankung.

Bald ging es an die Gründung einer Krankenstation, die möglichst an einem Platz liegen sollte, wo sie von allen Seiten gut erreichbar war. Beim Bau derselben und beim Bau des eigenen Hauses musste ich selbst Hand anlegen, denn es fehlte noch an eingeborenen Zimmerleuten. Der Europäer muss in den

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

Kolonien alle Arbeiten verstehen und angreifen. Schweißtriefend hatte ich den ganzen Tag am Bau gearbeitet, gesägt, gehobelt und genagelt. Es ging gegen Abend. Da brachten die Leute von Digeta einen Mann getragen, der von einem Hai beim Fischen übel zugerichtet worden war.

Große Schwärme kleiner fingergroßer Fische ziehen auf dem Meer dahin. Hinter ihnen sind wieder ganze Rudel von Boniten, bis 12 Pfund schwere Fische, her, die kleinen von unten her fangend und verzehrend. Da sieht man die See weithin brodeln wie einen Kochtopf. Schnell stoßen die Eingeborenen ihre Kanus vom Strand und rudern hinaus zum Fischen. Sie schleudern mit langer Angelstange ihre selbst gefertigten Angeln, die den kleinen Fischen ähneln, in den brodelnden Kessel. Die großen Boniten stoßen hoch und erwischen statt eines Fischchens eine Angel und hängen an der Angelschnur, womit sie bis an das Boot gezogen werden. Da die Schnur zum Herausheben des Fisches zu schwach ist, so greift ein bereitstehender Mann schnell ins Wasser, um die Beute hereinzunehmen und von der Angel zu lösen. Aber hinter den Boniten sind wieder Haie her, die sie jagen. Wenn nun gerade in dem Moment, in dem der Mann nach der Beute greift, ein Hai hoch schnappt, dann kann er leicht die Hand des Fischers erwischen, was häufig vorkommt. Das war auch hier eingetroffen. Der Hai hatte dem Mann die ganze Hand weg gebissen. Es musste der Arm abgenommen werden. Aber ich hatte weder einen Tisch noch die Einrichtung eines Operationszimmers. So musste ich diese Operation einfach auf dem Boden vollziehen. Zu Häupten setzte sich meine Frau und machte die Narkose, ich amputierte, auf einem Kissen kniend, den Arm. Alles ist gut verlaufen, und der Arm heilte auch glatt ohne Komplikationen. Wäre die Hilfe nicht da gewesen, hätte der Mann eine eitrige, fressende Wunde bekommen und wäre vielleicht daran zugrunde gegangen. Immer geht es nicht so einfach ab. Deswegen stehe hier ein anderer Fall, wo ich einfach nicht helfen konnte.

Die Laéwomba im Markhamtal waren ein gefürchteter Menschenfresserstamm, bei den Nachbarstämmen gefürchtet wegen ihrer wilden Menschenjagd. Waren sie doch einmal an die Flussmündung hinaus gedrungen, hatten ein Laedorf im Morgengrauen überfallen und 72 Menschen erschlagen. Eine Anzahl hatten sie mit heim geschleppt und aufgegessen. Nun hatte sich Missionar Örtel, der Befrieder des Markhamtales bei ihnen niedergelassen und hatte den Frieden durch seine Gottesbotschaft äußerlich hergestellt. Missionar Örtel liegt auch im Markhamtal begraben, ein Opfer seiner hingebenden Arbeit. Ich machte einen Besuch bei den Laewomba. Wir kamen in ein Dorf, wo drei Schwerverletzte lagen. Der eine hatte einen Speerstich durch den Unterschenkel, der andere einen solchen durch den Oberschenkel, der dritte aber, der vor Schmerzen jammerte und schrie, hatte einen Speerstich von hinten her mitten durch das Kniegelenk. Da der mit Widerhaken versehene Speer weder heraus noch durchgedrückt werden konnte, hatten sie den Speer hinten und vorne abgeschnitten und ein armdickes Speerstück stak mitten im Kniegelenk Nur sofortige Operation konnte noch helfen. So wollte ich den Mann schnell auf ein Kanu laden und in mein Krankenhaus schaffen lassen, denn ich hatte die geeigneten Instrumente nicht dabei, um ihn an Ort und Stelle zu operieren. Leider ist es nicht gelungen, den Mann dazu zu bewegen, und so musste er nach einigen Wochen nach schwerem Leiden sterben.

Wiederum war es im letzten Grunde der Seelenglaube, dass er die Zustimmung verweigerte. Die Seele ist doch ganz wie der Körper. Wenn ich nun das Bein abgenommen hätte, dann hätte die Seele auch nur noch ein Bein gehabt, und er hätte für alle Zeiten im Seelendorf mit einem Bein herumgehen müssen. Da wollte der Mann lieber sterben und mit zwei Beinen im Seelendorf munter umhergehen können, statt als Krüppel noch kurze Zeit zu leben, um dann doch sterben zu müssen.

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

Wie waren aber diese drei Verletzungen entstanden. Der Mann mit dem Speerstich im Unterschenkel war der Frau des Schwerverletzten zu nahe getreten, und der hatte davon Kenntnis erhalten. Der Schuldige musste zum Speerstich antreten, das ist innerhalb dieses Stammes die Strafe für solch ein Vergehen. Alle waren angetreten, das Gericht sollte vollzogen werden. Der Beleidigte tat den Speerstich. Aber kaum war der Schuldige gestochen, da stieß ein Freund von ihm einen Speer dem Sekundanten des Beleidigten durch den Oberschenkel, und ein anderer warf seinen Speer und traf den Gekränkten selbst durchs Kniegelenk. Dann wehrten die anderen Männer ab und es blieb dabei. Nun hatten sie drei Verwundete und einem kostete es das Leben.

Der Leser möge aber keine verkehrten Schlüsse ziehen von der hohen Sittlichkeit dieser Naturmenschen. Erlauben kann man sich bei ihnen alles, der Dumme ist nur, der sich erwischen lässt. Da wird dann dies Volksgericht allgemein anerkannt. Auch wenn der Tod eintritt gibt es in diesem Fall keine Blutrache.“

Im Kapitel „Krankenbesuche bei allerhand Kranken“ beschreibt Stössel Schwerstverletzte und ihre Heilungschancen, auch unter Berücksichtigung des Geisterglaubens zum damaligen Zeitpunkt. Leider erwähnt er keine eventuell vorhandenen medizinischen Kenntnisse der Papua. Bis heute besteht weithin der Glaube an die Überlegenheit westlicher Wissenschaften gegenüber den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen der Völker in den ehemaligen Kolonien. Diese Haltung vernichtete sicher viel detailliertes Wissen über die Wirkung von natürlichen Heilmitteln, die deshalb heute aufwendig erforscht werden müssen.

Die unter einfachsten Umständen erfolgte und gelungene Amputation eines Armes erregte damals einiges Aufsehen und wurde auch von anderen Autoren zitiert (z.B. anonym bei Flierl, 1929, 122).

„Häuptling Kiringgi von Girogad

Sehr viele Eingeborene sterben jährlich an Erkältungskrankheiten. Es fehlt in solchen Fällen an jeglicher sachgemäßen Pflege und Behandlung. Eine ergreifende Geschichte möge das erläutern.
In einem Bergdorf des Cromwellgebirges beim Stamme der Girogad [?] herrschte jahrelang Kiringgi als Häuptling. Manchen Kriegszug hat er siegreich gegen die umliegenden Stämme geführt, manche Kannibalenmahlzeit gehalten. Nun hatte ihn eine Lungenentzündung auf sein hartes Lager geworfen. Bei kaltem Regen, Wind und Wetter war er auf der Jagd in den Bergen gewesen und hatte sich die schwere Erkältung geholt, die nun zur Lungenentzündung wurde. Das ganze Dorf war voller Aufregung, denn der Häuptling war verzaubert und in der Gewalt dieser unheimlichen Zaubermacht. Seine Freunde toben vor Zorn auf dem Dorfplatz, sie schwingen ihre Waffen wie zum Kampfe und brüllen Drohungen, dass es weithin hallt. „Unser Häuptling wenn stirbt, sterben, wenn er tut, dann werden wir an dem schuldigen Zauberer furchtbare Rache nehmen, den werden wir nicht einfach erschlagen, sondern bei lebendigem Leib schneiden wir ihm die Stücke heraus, braten´s und fressen´s vor seinen Augen; ja, sein ganzes Dorf, seine ganze Sippe werden wir ausrotten, dann haben wir ein für allemal Ruhe!“
Diese Drohungen sollen dem Zauberer zu Gehör kommen, damit er Angst bekomme vor dieser Rache und den Zauber auflöse. Dann würde nach ihrer Meinung die Seele des Häuptlings wieder frei und er wieder gesund. Von einem eigenen Zauberer lassen sie auch einen Gegenzauber machen, der den Feindzauber wirkungslos machen solle.
Der Kranke selbst liegt nackt an seinem Feuerplatz in seiner Hütte, wo seine Frau fleißig das Feuer in Brand hält, damit er sich wärmen könne. Decke oder Bett fehlen natürlich vollkommen. Die Frau kocht auch immer wieder eine schmackhafte, würzige Brühe und reicht sie dem Kranken. Einige Male trank er

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

davon, aber nun lehnt er alles Essen und Trinken stöhnend, nach Atem ringend, ab. Er beschäftigt sich in seinen Gedanken nur mit dem Zauberer, der da in seiner Urwaldzauberhütte sitzt und unter abscheulichen Zaubersprüchen das Zauberpäckchen bratet in einem Topfscherben Tag und Nacht bis er stirbt. Da erschrickt das ganze Dorf durch den furchtbaren Aufschrei der Frau „hamor", tot, der allen das Eingetretene ankündigt.
Nun beginnt um den Verstorbenen eine furchtbare Totenklage. Am Hause des Toten reist man die Blätterwände weg, damit alle Totenkläger nahe heran können. Man legt den Toten auf einer Bastmatte zurecht, in die er dann, als in seinem Sarg gewickelt, begraben wird. Die Frau bleibt an der Seite des Toten sitzen und wedelt mit einem Laubwedel die anschwärmenden Schweißfliegen weg. Ein Grab wird gegraben, denn gleich am nächsten Tag soll er begraben werden. Im Laufe des Vormittags kommen alle Stammesgenossen zur Totenklage und einer sucht den andern an Schreien und Heulen zu übertreffen, schon, damit er nicht in den Verdacht kommt, selbst Mithelfer bei der Verzauberung gewesen zu sein. Kurz vor der Beerdigung ging die Frau sich schmücken, um dann geschmückt wieder an der Leiche zu erscheinen. Es war noch eine junge Frau, die sich der Häuptling genommen hatte. Bevor sie die Leiche zum Grab tragen, legen die beiden Brüder der Frau ihr einen Baststreifen um den Hals und erdrosseln ihre Schwester, damit sie ihren Mann begleite ins Seelendorf und ihm dort wieder diene. Statt einer, legt man zwei Leichen ins Grab.

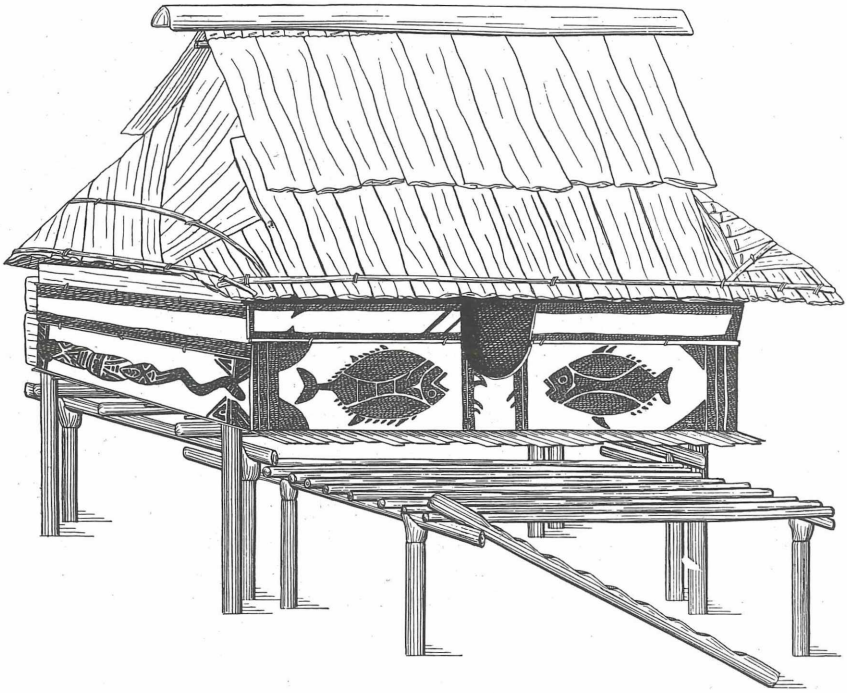
Der Leser wird das roh und grausam finden, aber zu Ehren der Frau sei es gesagt: Wenn die beiden Brüder den erbetenen Dienst, sie zu erdrosseln, nicht geleistet hätten, dann hätte sich die Frau selbst das Leben genommen. Sie ist ihrem Herzen gefolgt und hat damit ihrem Manne und dem ganzen Stamm einen großen Dienst getan, ein großes Opfer gebracht. Denn hätten sie dem Mann die Frau nicht mitgegeben ins Seelenland, dann wäre das für den ganzen Stamm gefährlich geworden. Der erzürnte Geist des Verstorbenen hätte sich an ihnen gerächt, hätte ihre Felder missraten lassen, wäre im Kampf gegen Feinde auf deren Seite gestanden. Kurz, er hätte viel Unheil über den Stamm gebracht. Dies zu verhüten, haben die Brüder ihre geliebte Schwester geopfert und die Frau hat das Opfer aus Liebe zu ihrem Mann, aus einer gewissen Stupidität und Trauerberauschtheit heraus gebracht.
Dass es bei solcher Auffassung von Krankheit dem europäischen Arzt außerordentlich schwierig ist zu helfen, kann sich jedermann leicht vorstellen. Hundertmal muss man den Leuten sagen, dass es eine Krankheit ist, die mit Zauberei gar nichts zu tun hat und die bei vernünftiger Behandlung und vor allem kräftiger Nahrung leicht zu heilen ist. Sehr häufig kommt es vor, dass die Kranken in ihrer Apathie und Angst vor Zauberei überhaupt jede Nahrungsaufnahme verweigern und dann völlig widerstandslos an Unterernährung sterben. Besonders kranke Kinder, die keinen Appetit haben und nicht essen wollen, sterben häufig wegen ihrer Widerstandsschwäche, denn die Mütter haben nicht Einsicht und Willen genug, diese zum Essen zu nötigen. Dort, wo die Mission durch Unterricht und Aufklärung stark gewirkt hat, ist es leichter möglich, Leute zu vernünftigem Handeln zu bewegen.

Männerhausbau in Ginggala.

Im Männerhaus zu Nassigalatu, wo die Männer beisammen sitzen zu wichtiger Beratung, geht es lebhaft zu. Das Männerhaus ist der Ort der Unterhaltung für die Männer und ist zugleich Geisterhaus, denn unter seinem Dach werden die Insignien aufbewahrt, die man zum großen Beschneidungs-Geisterfest braucht. Es ist meist das schönste Haus im Dorf und gehört dem Häuptling. Lange wird oft von allen Stammesgenossen daran gebaut (vgl. Abb. 15). *Das Fällen und Herholen der starken Eibenholzpfosten, die noch allerhand ornamentale*

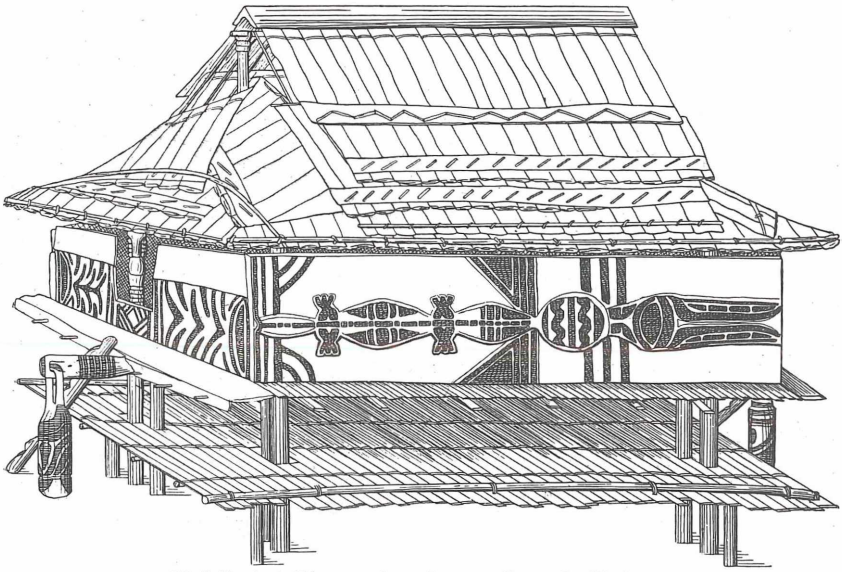
© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

Fig. 1.



Modell eines Wohnhauses in Simbang.

Fig. 2.



Modell eines Versammlungshauses (Lum) in Simbang.

Gez. von Dr. Pöch.

34*

Abb. 15: Männerhaus aus dem Jabim-Gebiet (aus Pöch, 1905).

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

Schnitzereien erhalten, macht viel Mühe. Diese Ornamente haben die Bedeutung von Sippenwappen. Das Männerhaus ist noch wertvoller, wenn es einen besonderen Schutzgeist hat. Ein solches wollten die Ginggala bauen und darüber haben sich die Männer so lebhaft unterhalten. Es bleibt Geheimnis der Männer, wie das Haus zu einem Schutzgeist kommt. Lange hat die Vorbereitung gedauert, aber nun ist alles bereit zum Aufrichten des Hauses und der Eckpfosten kann gesetzt werden. Bei uns ist das Grundsteinlegung. Das Pfostenloch ist gegraben und in aller Frühe gehen die Männer auf den Bauplatz, Frauen dürfen sich nicht sehen lassen. Schweigend sitzen die Männer da, kauen Betel und rauchen und warten. Auf was warten sie?
Da sitzt auch der Labimuki. Er kommt plötzlich in tiefe Erregung, denn wer kommt da gelaufen? Sein fünfjähriges Söhnchen kommt gelaufen und ruft: „tamoc, tamoc, Vater, Vater". Es will zu seinem geliebten Vater. Der aber weiß was es geschlagen hat, er kennt das Geheimnis. Die nichts ahnende Mutter hatte dem nach dem Vater fragenden Büblein gesagt, dass dieser auf dem Bauplatz sei. Sie konnte nicht ahnen, dass ihr Junge in den Tod rennt, wenn er zum Vater läuft. So kommt das Büblein näher, die Geister haben es hergeschickt. Einige Männer richten bereits den schweren Eckpfosten auf, um ihn dann kräftig ins Pfostenloch fallen zu lassen. Ein Mann greift schnell den Knaben. Der Vater hält sich die Augen zu und stößt einen Schmerzensschrei aus. Der Mann wirft den Knaben in das Pfostenloch, die Männer setzen mit kräftigem Stoß den Pfosten darauf, die Rippen und Knochen krachen und der Junge verstummt. Schnell wird Erde beigeräumt und fest zugestampft. Der tote Junge ist nun der Schutzgeist des Männer- und Geisterhauses, den die Geister selbst dazu erwählten. Es bleibt das Geheimnis der Männer, niemand erfährt, wo der Knabe geblieben ist. Der Mutter, die viel sucht und weint, legt man nahe zu glauben, dass ihn ein Krokodil erwischt und gefressen habe.
So sah die „Grundsteinlegung" zu einem Männerhaus aus. Es kam nur selten vor, denn so ein gut gebautes Männerhaus, dessen Dach man immer gut in Ordnung hielt, hatte immerhin eine Lebensdauer von 40 – 50 Jahren und da war dann das Ereignis vergessen."

In den letzten beiden Abschnitten beschreibt Stössel je ein Beispiel von Totenfolge und Bauopfer, Erscheinungen, wie sie auch in der deutschen Vorgeschichte archäologisch nachweisbar zu sein scheinen. Für eine Bestimmung der genauen Umstände fehlen hier leider die Hinweise.

Literatur:

Bamler, 1900
G. Bamler, Zehn Jahre Missionsarbeit auf Tami von 1889-1899, Die Arbeit der Neuen-Dettelsauer Mission in Deutsch Neu-Guinea, Mitteilungen und Schilderun gen Nr. 5, 1900.

Bamler, 1911
G. Bamler, Tami. In: R. Neuhauss (Hrsg.), Deutsch Neu-Guinea, Bd. III, (Berlin, 1911), 487-566.

Bilder Neuguinea-Mission, 1935/36
Bilder aus der Neuguinea-Mission, (Neuendettelsau, 1935/36).

Deutsche Kolonialzeitung, 1885
Die Reisen der Deutschen Kriegsflotte im Jahre 1884. III. Australien. Südsee. Die Länder am Roten Meere, Deutsche Kolonialzeitung Bd. 2, 1885, 637-640.

Farnbacher & Weber, 2004
T. Farnbacher und Chr. Weber (Hrsg.), Ein Zentrum für Weltmission – Neuendettelsau – Einführung, Zeittafeln, Dokumente, Namen 1842 – 2002, (Neuendettelsau 2004).

Finsch, 1885
O. Finsch, Vom Kaiser Wilhelms-Land und Bismarck-Archipel. 3. Dr. Finsch's zweite Fahrt im Dienste der Neuguinea-Kompanie, Deutsche Kolonialzeitung Bd. 2, 1885, 701-703.

Finsch, 1888
O. Finsch, Samoafahrten, (Leipzig 1888).

Finsch, 1914
O. Finsch, Südseearbeiten: Hamburgisches Kolonialinstitut, Abh. 14, 1914.

Fischer, 2002
H. Fischer (Hrsg.), Feldforschungen, Erfahrungsberichte zur Einführung, Neufassung, (Berlin, 2002).

Flierl, 1929
J. Flierl, Gottes Wort in den Urwäldern von Neuguinea, Neuendettelsauer Missionsschriften Nr. 62, 1929.

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V.; download www.zobodat.at

Fugmann, 1986-a
W. Fugmann, Die Gründerväter, Erfahrungen aus der Mission, Neuendettelsau, 1986.
Fugmann, 1986-b
W. Fugmann, Zeugnisse aus der Geschichte der Evangelisch-Lutherischen Kirche von Papua-Neuguinea, (Neuendettelsau, 1986).
Harding, 1967
T. G. Harding, Voyagers of the Vitiaz Strait: a study of a New Guinea trade system, (Seattle 1967).
Keyßer, 1911
Chr. Keyßer, Aus dem Leben der Kaileute. In: R. Neuhauss (Hrsg.), Deutsch Neu-Guinea, Bd. III, (Berlin 1911), 1-242.
Keyßer, 1926
Chr. Keyßer, Ajo, Ein Missionsbuch für deutsche Jugend, Neuendettelsauer Missionsschriften Nr. 64, 1926.
Keyßer, 1929
Chr. Keyßer, Eine Papuagemeinde, Neuendettelsauer Missionsschriften Nr. 65, 1929.
Keyßer, 1931
Chr. Keyßer, Nalumotte, Buben- und Mädchengeschichten aus Neuguinea, Neuendettelsauer Missionsschriften Nr. 68, 1931.
Keyßer, 1959
Chr. Keyßer, Gottesfeuer, Kurzgeschichte der Neuguineamission, (Neuendettelsau, 1959).
Lehner, 1911
St. Lehner, Bukaua. In: R. Neuhauss (Hrsg.), Deutsch Neu-Guinea, Bd. III, (Berlin 1911), 395-485.
Missionsbericht, 1926
Bericht über die Missions-Anstalt in Neuendettelsau und ihr Werk auf das Jahr 1925, (Neuendettelsau, 1926).
Nelson, 1978
H. N. Nelson, Loyalties at Sword-point: The Lutheran Missionaries in Wartime New Guinea, 1939-45, The Australian Journal of Politics and History, Vol. XXIV, No. 2, 1978, 199-217.
Neuhauss, 1911-a
R. Neuhauss, Deutsch Neu-Guinea, Bd. I, (Berlin 1911).
Neuhauss, 1911-b
R. Neuhauss (Hrsg.), Deutsch Neu-Guinea, Bd. III, Beiträge der Missionare Keyßer, Stolz, Zahn, Lehner, Bamler, (Berlin 1911).
Peter-Röcher, 1998
H. Peter-Röcher, Mythos Menschenfresser, Ein Blick in die Kochtöpfe der Kannibalen, (München 1998).
Pöch, 1905
R. Pöch, Über den Hausbau der Jabimleute an der Ostküste von Deutsch-Neuguinea, Zeitschr. f. Ethnologie, 37. Jg., 1905, 514-518.
Pöch, 1907
R. Pöch, Wanderungen im Gebiet der Kai (Deutsch-Neuguinea), Mitt. aus den Deutschen Schutzgebieten Bd. 20, Heft 4, 1907, 223-231.
Stössel, 1955
J. Stössel, Der Zusammenstoß, Archiv der Abt. f. Völkerkunde der Nathist. Ges. Nürnberg.
Wichmann, 1910
A. Wichmann, Nova Guinea II, Entdeckungsgeschichte von Neu Guinea, (Leiden, 1910).
Zahn, 1911
H. Zahn, Die Jabim. In: R. Neuhauss (Hrsg.), Deutsch Neu-Guinea, Bd. III, (Berlin 1911), 287-394.

Abbildungen:

Abb. 2, 3, 5, 6, 11: W. Feist.
Abb. 1, 7: H. Stössel.
Abb. 4, 8-10, 12-15: siehe Bildunterschrift.

Anschrift des Verfassers:
Werner Feist
Bothmerstr. 41
90480 Nürnberg

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Natur und Mensch - Jahresmitteilungen der naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg e.V.

Jahr/Year: 2004

Band/Volume: 2004

Autor(en)/Author(s): Feist Werner

Artikel/Article: Johann Stössel: „Der Zusammenstoß“ 147-182